

Leseprobe

Terry Goodkind

Die Günstlinge der Unterwelt - Das Schwert der Wahrheit

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 928

Erscheinungstermin: 17. Mai 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

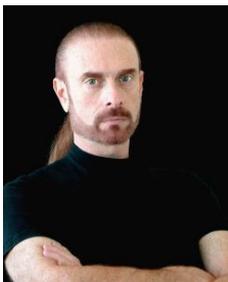
Zum Buch

Das Fantasy-Meisterwerk jetzt in moderner Neuausstattung!

Nachdem Richard Cypher seinen teuflischen Vater Darken Rahl besiegt und den Riss im Schleier zur Unterwelt verschlossen hat, will er als neuer Herrscher seinen Untertanen die Freiheit bringen. Doch auf Richard und seine große Liebe Kahlan warten schon die nächsten Herausforderungen: Zum einen die mächtige Imperiale Ordnung, die Richards Volk zu unterjochen droht – aber vor allem die fanatischen Kinder des Blutes, die alle Magie aus der Welt verbannen wollen ...

»Das Schwert der Wahrheit« bei Blanvalet:

1. Das erste Gesetz der Magie
2. Die Schwestern des Lichts
3. Die Günstlinge der Unterwelt
4. Der Tempel der vier Winde
5. Die Seele des Feuers
6. Schwester der Finsternis
7. Die Säulen der Schöpfung
8. Das Reich des dunklen Herrschers
9. Die Magie der Erinnerung
10. Am Ende der Welten
11. Konfessor



Autor

Terry Goodkind

Terry Goodkind (*1948; †2020) wurde in Omaha, USA, geboren und war nach seinem Studium zunächst als Rechtsanwalt tätig. 1994 erschien sein

TERRY GOODKIND
Das Schwert der Wahrheit
Drittes Buch

TERRY
GOODKIND

DIE GÜNSTLINGE
DER UNTERWELT

DAS SCHWERT DER WAHRHEIT

Drittes Buch

Roman

Deutsch von Caspar Holz

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
»Blood of the Fool« bei Tor Books, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.

Der vorliegende Roman ist bei Blanvalet
bereits in zwei Bänden unter den Titeln
»Die Günstlinge der Unterwelt« und
»Die Dämonen des Gestern« erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

I. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 1996 by Terry Goodkind
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1997 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Published in agreement with the author
c/o Baror International, Inc., Armonk, New York, USA

Redaktion: Andreas Helweg

Umschlaggestaltung: © Melanie Korte, Inkcraft
nach einer Originalvorlage von Head of Zeus

Umschlagdesign: kid-ethic

Umschlagbild: Shutterstock.com

DN · Herstellung: sam

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6237-4

www.blanvalet.de

DIE GÜNSTLINGE
DER UNTERWELT

I. KAPITEL

Die sechs Frauen wachten plötzlich auf, alle im selben Augenblick, während ihre Schreie noch durch die enge Offizierskabine nachhallten. In der Dunkelheit hörte Schwester Ulicia, wie die anderen japsend nach Luft schnappten. Sie schluckte, um ihr eigenes Keuchen zu beruhigen, und zuckte zusammen, als sie den Schmerz in ihrer wunden Kehle spürte. Sie fühlte die Feuchtigkeit auf ihren Lidern, ihre Lippen aber waren so trocken, dass sie, aus Angst, sie könnten reißen und zu bluten anfangen, mit der Zunge darüberfuhr.

Jemand hämmerte gegen die Tür. Die Rufe drangen nur als dumpfes Dröhnen bewusst in ihren Kopf. Sie versuchte erst gar nicht, sich auf die Worte oder ihre Bedeutung zu konzentrieren. Der Mann war nicht wichtig.

Sie richtete die zitternde Hand auf den Mittelpunkt der Kabinendecke, setzte einen Strom ihres Han frei, der Essenz des Lebens und des Geistes, und lenkte einen Hitzepunkt in die Öllampe, die, wie sie wusste, an dem niedrigen Balken hing. Der Docht fing folgsam Feuer und gab eine wellenförmige Rußfahne von sich, die das langsame Hin- und Herschaukeln des in der See rollenden Schiffes nachzeichnete.

Die anderen Frauen, alle nackt wie sie selbst, setzten sich ebenfalls auf, die Augen auf den matten, gelben Schein gerichtet, so als suchten sie dort ihr Heil oder vielleicht nur die Bestätigung dafür, dass sie noch lebten und es ein Licht gab, das

man sehen konnte. Selbst Ulicia lief beim Anblick der Flamme eine Träne über die Wange. Die völlige Finsternis war erdrückend gewesen, wie eine schwere Schicht feuchter, schwarzer Erde, die man über sie geschaufelt hatte.

Ihr Bettzeug war schweißdurchnässt und kalt, doch auch sonst war immer alles feucht von der salzigen Luft, ganz zu schweigen von der Gischt, die gelegentlich das Deck überspülte und alles durchtränkte, was darunter lag. Wie es war, trockene Kleider oder trockenes Bettzeug auf der Haut zu spüren, hatte sie inzwischen vergessen. Sie hasste dieses Schiff, die ewige Feuchtigkeit, den fauligen Gestank, das unablässige Rollen und Stampfen, bei dem sich ihr der Magen umdrehte. Wenigstens lebte sie und konnte das Schiff hassen. Vorsichtig schluckte sie den galligen Geschmack herunter.

Ulicia wischte sich durch die warme Feuchtigkeit über ihren Augen und betrachtete die Hand – ihre Fingerspitzen glänzten von Blut. Als hätte ihr Beispiel sie ermutigt, taten einige der anderen das Gleiche. Jede Einzelne von ihnen hatte blutige Kratzer auf den Lidern vom verzweifelten, aber erfolglosen Versuch, sich die Augen aufzukratzen, sich aus der Falle des Schlafes zu befreien, von dem fruchtlosen Bemühen, dem Traum zu entfliehen, der keiner war.

Ulicia kämpfte, um den Schleier um ihren Verstand zu lüften. Es musste schlicht ein Albtraum gewesen sein.

Sie riss den Blick von der Flamme los und zwang sich, die anderen Frauen zu betrachten. Schwester Tovi kauerte gegenüber in einer der unteren Kojen. Die dicken Fettwülste ihrer Taille hingen schlaff herab, wie aus Mitgefühl für den verdrießlichen Ausdruck ihres faltigen Gesichts, mit dem sie die Lampe anstarrte. Schwester Cecilias sonst wohlgeordnetes, lockig graues Haar stand zerzaust ab, ihr unerschütterliches Lächeln war einer aschfahlen Miene der Angst gewichen, als sie aus der Koje, unten neben Tovi, starr heraufschaute. Ulicia beugte sich

ein wenig vor und warf einen Blick in die Kojе über ihr. Schwester Armina, die längst nicht so alt wie Tovi oder Cecilia, sondern eher in Ulicias Alter und noch immer sehr attraktiv war, wirkte ausgezehrt. Mit zitternden Fingern wischte sich die sonst so ruhige Armina das Blut von den Lidern.

Auf der anderen Seite des schmalen Ganges, in den Kojen über Tovi und Cecilia, saßen die beiden jüngsten und gefassten Schwestern. Kratzer verunzierten Schwester Niccis zuvor makellose Wangen. Tränen, Schweiß und Blut klebten ihr Strähnen ihrer blonden Haare ins Gesicht. Schwester Merissa, ebenso schön, drückte sich ein Laken vor die nackte Brust, nicht aus Schamgefühl, sondern weil sie scheußliche Angst hatte. Ihr langes, dunkles Haar war ein einziges verfilztes Durcheinander.

Die anderen waren älter und wussten ihre in der Schmiede der Erfahrung gehärtete Macht geschickt zu nutzen, Nicci und Merissa dagegen waren im Besitz von seltenen, angeborenen dunklen Gaben – ein Anflug von Geschicktheit, den selbst noch so viel Erfahrung nicht ersetzen konnte. Die beiden waren gerissener, als es sich für ihre Jahre geziemte, und beide ließen sich nicht von Cecilians oder Tovis freundlichem Lächeln oder dem vorgetäuschten Mitleid täuschen. Trotz ihrer Jugend und Beherrschtheit wussten beide, dass Cecilia, Tovi, Armina und vor allem Ulicia selbst imstande waren, sie auseinanderzunehmen, Stück für Stück, wenn ihnen danach war. Doch das tat ihrer Meisterschaft keinen Abbruch. Für sich betrachtet, waren sie zwei der beeindruckendsten Frauen, die je einen Atemzug getan hatten. Erwählt hatte sie der Hüter jedoch wegen ihres einzigartigen Durchsetzungswillens.

Es war entmutigend, die Frauen, die sie so gut kannte, in diesem Zustand zu sehen, doch Merissas unverhohlenes Entsetzen war es, das Ulicia wirklich schockierte. Sie kannte keine Schwester, die so ruhig, leidenschaftslos, unnachgiebig und

gnadenlos war wie Merissa. Schwester Merissa hatte ein Herz aus schwarzem Eis.

Ulicia kannte Merissa seit nahezu einhundertsechzig Jahren und konnte sich nicht erinnern, sie in all der Zeit je weinen gesehen zu haben. Jetzt schluchzte sie.

Es vermittelte Schwester Ulicia ein Gefühl von Macht, die anderen in einem solchen Zustand jämmerlicher Schwäche zu sehen, und eigentlich gefiel es ihr. Sie war die Anführerin und stärker als sie.

Der Mann hämmerte noch immer gegen die Tür und wollte wissen, was los sei, was all das Geschrei zu bedeuten habe. Ulicia entlud ihren Ärger in Richtung Tür. »Lass uns in Ruhe! Du wirst gerufen, wenn man dich braucht!«

Die gedämpften Flüche des Matrosen verklangen im Gang, als er sich entfernte. Vom Knarren der Balken abgesehen, wenn das Schiff, querab von einer schweren See getroffen, gierte, war das Schluchzen das einzige Geräusch.

»Hör auf mit dem Gegreine, Merissa«, fauchte Ulicia. Merissa sah sie aus ihren vor Angst noch immer glasigen Augen an. »So wie jetzt war es noch nie.« Tovi und Cecilia pflichteten ihr nickend bei. »Ich habe getan, was er von mir verlangte. Warum hat er das getan? Ich habe ihn nicht enttäuscht.«

»Hätten wir ihn enttäuscht«, sagte Ulicia, »wären wir dort, bei Schwester Liliana.«

Armina schreckte hoch. »Du hast sie auch gesehen? Sie war ...«

»Ich habe sie gesehen«, fiel ihr Ulicia ins Wort, verbarg ihr Entsetzen jedoch hinter dem beiläufigen Tonfall.

Schwester Nicci strich sich eine verdrehte Strähne blutgetränkter Haare aus dem Gesicht. Wachsende Gelassenheit machte ihre Stimme aalglatt. »Schwester Liliana hat den Meister enttäuscht.«

Schwester Merissa, aus deren Augen alles Glasige wich, warf

ihr einen kalten, geringschätzigen Blick zu. »Sie zahlt den Preis für ihr Versagen.« Die schneidende Schärfe ihres Tonfalls wuchs zu wie winterliche Eisblumen auf einer Fensterscheibe. »Und zwar bis in alle Ewigkeit.« Merissa ließ ihre glatten Züge so gut wie niemals von irgendeiner Regung verunstalten, doch diesmal zogen sich ihre Brauen zu einem mörderisch finsternen Blick zusammen. »Sie hat deine Befehle widerrufen und die des Hüters. Sie hat unsere Pläne durchkreuzt. Das war ihr Fehler.«

Liliana hatte den Hüter in der Tat enttäuscht. Ohne Schwester Liliana würden sie alle sich nicht an Bord dieses Schiffes befinden. Der Gedanke an die Überheblichkeit dieser Frau trieb Ulicia die Hitze ins Gesicht. Liliana hatte den ganzen Ruhm für sich einstreichen wollen. Sie hatte bekommen, was sie verdiente. Und doch musste Ulicia schlucken, wenn sie daran dachte, dass sie Lilianas Qualen gesehen hatte, nur diesmal spürte sie den Schmerz in ihrer wunden Kehle nicht.

»Aber was wird aus uns?«, fragte Cecilia. Ihr Lächeln kehrte zurück, eher kleinlaut als vergnügt. »Müssen wir tun, was dieser ... Mann verlangt?«

Ulicia wischte sich mit der Hand übers Gesicht. Wenn dies wirklich war, wenn das, was sie gesehen hatte, tatsächlich geschehen war, dann hatten sie keine Zeit zu verlieren. Es durfte nicht sein, dass es mehr war als ein schlichter Albtraum. Niemand außer dem Hüter war ihr jemals in jenem Traum erschienen, der keiner war. Ja, es musste einfach ein Albtraum gewesen sein. Ulicia sah zu, wie eine Kakerlake in den Nachttopf krabbelte. Plötzlich hob sie den Kopf.

»Dieser Mann? Du hast nicht den Hüter gesehen? Sondern einen Mann?«

Cecilia verlor den Mut. »Jagang.«

Tovi hob die Hand an die Lippen und küsste den Ringfinger – eine uralte Geste, mit der man den Schutz des Schöpfers erbat. Es war eine alte Gewohnheit, die ihr seit dem ersten

Morgen ihrer Ausbildung zur Novizin selbstverständlich geworden war. Sie alle hatten gelernt, dies jeden Morgen zu tun, ohne Unterlass, gleich nach dem Aufstehen sowie ebenfalls in schwierigen Zeiten. Wahrscheinlich hatte Tovi es, wie sie alle, unzählige Tausend Male mechanisch wiederholt. Eine Schwester des Lichts war symbolisch dem Schöpfer versprochen – und Seinem Willen. Das Küssen des Ringfingers war eine rituelle Erneuerung dieses Versprechens.

Unmöglich zu sagen, was das Küssen des Fingers jetzt, angesichts ihres Verrats, bewirken würde. Dem Aberglauben nach bedeutete es den Tod, wenn jemand, der seine Seele dem Hüter verpfändet hatte – eine Schwester der Finsternis also – diesen Finger küsste. Zwar war nicht klar, ob es den Zorn des Schöpfers heraufbeschwören würde, doch bestand kein Zweifel, dass der Hüter so reagieren würde. Ihr Ringfinger war schon auf halbem Weg zum Mund, als Tovi merkte, was sie tat, und die Hand zurückriss.

»Ihr habt alle Jagang gesehen?« Ulicia sah eine nach der anderen an, und alle nickten. Wie ein kleines Flämmchen flackerte noch immer Hoffnung in ihr. »Dann habt ihr also den Herrscher gesehen. Das bedeutet gar nichts.« Sie beugte sich zu Tovi. »Hast du ihn sprechen hören?«

Tovi zog ihre Decke bis unters Kinn hoch. »Wir waren alle dort, wie immer, wenn der Hüter uns besucht. Wir saßen im Halbkreis, nackt wie immer. Aber es war Jagang, der kam, nicht der Meister.«

Armina, in der Koje über ihr, schluchzte. »Ruhe!« Ulicia richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die zitternde Tovi. »Aber was hat er gesagt? Wie lauteten seine Worte?«

Tovis Blick schweifte über den Boden. »Er meinte, unsere Seelen gehörten nun ihm. Er sagte, wir gehörten jetzt ihm, und wir lebten nur, weil es ihm gefiele. Er sagte, wir müssten sofort zu ihm kommen, oder wir würden Schwester Liliana um ihr

Schicksal beneiden.« Sie sah auf und blickte Ulicia in die Augen. »Er sagte, wir würden es bedauern, wenn wir ihn warten ließen.« Ihr kamen die Tränen. »Und dann gab er mir einen Vorgeschmack darauf, was es heißt, ihn zu verstimmen.«

Ulicias Haut war kalt geworden, und sie merkte, dass sie ebenfalls die Decke hochgezogen hatte. Widerstrebend schob sie sie wieder zurück in ihren Schoß. »Armina?« Von oben kam leise eine Antwort. »Cecilia?« Cecilia nickte. Ulicia sah hinüber zu den beiden in der oberen Kojen auf der anderen Seite. Offenbar hatten sie die Fassung, um die sie so hart gerungen hatten, endlich wiedergefunden. »Nun? Habt ihr zwei die gleichen Worte gehört?«

»Ja«, bestätigte Nicci.

»Genau dieselben«, meinte Merissa ohne Regung. »Liliana hat uns das eingebracht.«

»Vielleicht ist der Hüter wegen uns verstimmt«, schlug Cecilia vor, »und hat uns dem Kaiser übergeben, damit wir ihm dienen und so unsere Sonderstellung zurückgewinnen können.«

Merissa drückte den Rücken durch. Ihre Augen gliehen einem Fenster in ihr gefrorenes Herz. »Ich habe dem Hüter meinen Seeleneid geschworen. Wenn wir dieser vulgären Bestie dienen müssen, um die Gnade unseres Meisters zurückzugewinnen, dann werde ich ihm eben dienen. Ich werde dem Mann die Füße küssen, wenn ich muss.«

Ulicia erinnerte sich, dass Jagang Merissa befohlen hatte aufzustehen, kurz bevor er den Halbkreis in dem Traum, der keiner war, verließ. Dann hatte er beiläufig die Hand ausgestreckt, ihre rechte Brust mit seinen kräftigen Fingern gepackt und zugeedrückt, bis die Knie unter ihr nachgaben. Ulicia warf einen Blick auf Merissas Brust und sah dort schauerliche, blutunterlaufene Flecken.

Merissa machte keine Anstalten, sich zu bedecken, während sich ein Anflug von Heiterkeit in Ulicias Augen zeigte. »Der

Kaiser meinte, wir würden es bedauern, wenn wir ihn warten ließen.«

Ulicia hatte diese Anweisungen ebenfalls gehört. Jagang hatte fast so etwas wie Verachtung für den Hüter an den Tag gelegt. Wie hatte er den Hüter in dem Traum, der keiner war, ausstechen können? Jedenfalls hatte er es geschafft – das war alles, was zählte. Es war ihnen allen so ergangen. Es war nicht einfach ein Traum gewesen.

Wachsende Angst machte sich kribbelnd in ihrer Magenröhre breit, als die kleine Flamme der Hoffnung erlosch. Auch sie hatte einen Vorgeschmack davon bekommen, was Ungehorsam nach sich zog. Das Blut, das über ihren Augen verkrustete, erinnerte sie daran, wie sehr sie diese Lektion hatte vermeiden wollen. Es war Wirklichkeit gewesen, und sie alle wussten das. Sie hatten keine Wahl. Sie hatten keine Minute zu verlieren. Eine Perle kalten Schweißes rann zwischen ihren Brüsten herab. Wenn sie zu spät kamen ...

Ulicia sprang aus der Koje.

»Das Schiff muss wenden!«, kreischte sie und warf die Tür auf. »Wenden, und zwar sofort!«

Im Korridor war niemand. Sie sprang schreiend die Kajütstreppe hinauf. Die anderen rannten ihr hinterher, trommelten gegen Kabinentüren. Mit den Türen gab Ulicia sich gar nicht erst ab. Der Steuermann war es, der das Schiff lenkte und die Matrosen in die Takelage schickte.

Ulicia wuchtete den Lukendeckel hoch, und trübes Licht schlug ihr entgegen. Die Dämmerung war noch nicht angebrochen. Bleierne Wolken rasten über dem dunkel brodelnden Kessel des Meeres dahin. Leuchtende Gischt schäumte jenseits der Reling, als das Schiff eine gewaltige Woge hinabglitt, sodass es schien, als stürzten sie in einen tintenschwarzen Abgrund. Die anderen Schwestern kletterten hinter ihr aus der Luke auf das gischtumtoste Deck.

»Wendet das Schiff!«, schrie sie den barfüßigen Matrosen zu, die sich in stummer Überraschung zu ihr umdrehten.

Ulicia stieß knurrend einen Fluch aus und rannte nach achtern, zum Ruder. Die fünf Schwestern folgten ihr auf den Fersen. Mit den Händen nach dem Kragen seiner Jacke greifend, reckte der Steuermann seinen Hals und wollte sehen, was los war. Der Schein einer Laterne drang durch die Öffnung zu seinen Füßen, und man sah die Gesichter der vier Männer, die das Ruder bemannten. Matrosen scharten sich um den Steuermann, standen da und glotzten die sechs Frauen an.

Ulicia keuchte, rang nach Luft. »Was ist, haltet keine Maulaffen feil, ihr Idioten! Habt ihr nicht gehört? Ich sagte, wendet das Schiff!«

Plötzlich konnte sie sich den Grund für die starren Blicke erklären: Die sechs waren nackt. Merissa trat neben sie, aufrecht und entzückt, als trüge sie ein Kleid, das sie vom Hals bis zu den Planken verhüllte.

Einer der lüstern dreinblickenden Matrosen meinte, während sein Blick die jüngere der beiden Frauen von oben bis unten taxierte: »Schau an, schau an. Sieht aus, als wären die feinen Damen zum Spielen rausgekommen.«

Merissa, kühl und unnahbar, betrachtete sein lüsternes Feixen mit unerschütterlicher Autorität. »Was mein ist, gehört mir und niemandem sonst, nicht mal zum Anschauen, es sei denn, ich will es so. Nimm sofort deine Augen von meinem Körper, oder man wird sie dir nehmen.«

Hätte der Mann die Gabe besessen und meisterhaft beherrscht wie Merissa, er hätte spüren können, wie die Luft um Merissa vor Kraft unheilverkündend knisterte. Diese Männer kannten sie nur als reiche Adelige, die eine Überfahrt zu fremden und fernen Orten bezahlten. Sie wussten nicht, wer oder was diese sechs Frauen wirklich waren. Captain Blake kannte sie

als Schwestern des Lichts, Ulicia hatte ihm jedoch befohlen, dieses Wissen seinen Männern vorzuenthalten.

Der Mann verhöhnzte Merissa mit einem lüsternen Ausdruck im Gesicht und obszönen Stößen seines Beckens. »Nicht so hochmütig, Weib. Du wärest nicht in diesem Zustand nach draußen gekommen, hättest du nicht dasselbe im Sinn wie wir.«

Die Luft um Merissa knisterte. Im Schritt der Hose des Mannes breitete sich ein Blutfleck aus. Brüllend hob er den Kopf, sein Blick war wild. Licht blitzte über die Klinge, als er das lange Messer aus dem Gürtel riss. Einen Racheschwur schreiend, taumelte er in mörderischer Absicht vor.

Ein grausames Lächeln spielte um Merissas volle Lippen. »Du dreckiger Abschaum«, sagte sie leise bei sich. »Ich schicke dich in die kalten Arme meines Meisters.«

Sein Fleisch zerplatzte wie eine faulige Melone, der man mit einem Stock einen Schlag versetzt. Eine Erschütterung der Luft, hervorgerufen von der Kraft der Gabe, warf ihn über die Reling. Eine Blutspur zeichnete den Flug seiner Leiche quer über die Planken nach. Die anderen Männer, nahezu ein Dutzend, standen mit aufgerissenen Augen da, zu Statuen erstarrt.

»Ihr werdet uns nur in die Gesichter sehen«, stieß Merissa hervor, »und nirgendwohin sonst.«

Die Männer nickten, zu entsetzt, um ihr Einverständnis in Worten auszudrücken. Der Blick eines Mannes zuckte gegen seinen Willen an ihrem Körper herab, als hätte ihr Aussprechen des Tabus das Verlangen, sie anzusehen, übermächtig gemacht. Vor Entsetzen zusammenhanglos stammelnd, begann er sich zu entschuldigen, doch eine konzentrierte Linie aus Kraft, scharf wie eine Streitaxt, schnitt ihm durch beide Augen. Taumelnd ging er wie der erste über die Reling.

»Merissa«, sagte Ulicia leise, »das reicht. Ich denke, sie haben ihre Lektion gelernt.«

Augen aus Eis, entrückt hinter dem Schleier ihres Han, richteten sich auf sie. »Ich werde nicht zulassen, dass sie von Kopf bis Fuß betrachten, was ihnen nicht gehört.«

Ulicia zog die Augenbrauen hoch. »Wir brauchen sie. Du hast doch sicher nicht vergessen, unter welchem Druck wir stehen.«

Merissa sah zu den Männern hinüber, als betrachtete sie Ungeziefer unter ihren Stiefeln. »Natürlich nicht, Schwester. Wir müssen sofort umkehren.«

Ulicia drehte sich um und sah, dass Captain Blake soeben eingetroffen war und hinter ihnen stand, den Mund weit aufgerissen.

»Wendet das Schiff, Captain«, sagte Ulicia. »Sofort.«

Seine Zunge schoss hervor und fuhr über seine Lippen, während sein Blick von einem Augenpaar der Frauen zum anderen sprang. »Jetzt wollt Ihr umkehren? Warum?«

Ulicia hob einen Finger und zeigte auf ihn. »Man hat Euch gut bezahlt, Captain, um uns dorthin zu bringen, wohin wir wollen, und wann wir wollen. Ich habe Euch vorher schon erklärt, Fragen wären nicht Teil dieser Abmachung, außerdem habe ich Euch versprochen, Euch das Fell über die Ohren zu ziehen, solltet Ihr einen Teil der Abmachung nicht einhalten. Stellt mich auf die Probe, und Ihr werdet erkennen, dass ich bei Weitem nicht so nachsichtig bin wie Merissa hier – ich gewähre keinen schnellen Tod. Und jetzt wendet das Schiff!«

Captain Blake ging sofort ans Werk. Er strich seine Jacke glatt und funkelte seine Männer zornig an. »Zurück auf die Posten, faules Pack!« Er machte dem Steuermann ein Zeichen. »Mister Dempsey, wendet das Schiff.« Der Mann war offenbar noch immer starr vor Schreck. »Sofort, verdammt noch mal, Mister Dempsey!«

Sich den speckigen Hut vom Kopf reißend, verneigte sich Captain Blake, sorgfältig darauf bedacht, dass sein Blick auf

keine verbotene Stelle fiel. »Wie Ihr wünscht, Schwester, zurück um die Große Barriere, in die Alte Welt.«

»Nehmt direkten Kurs, Captain. Jede Minute zählt!«

Er zerdrückte den Hut in seiner Faust. »Einen direkten Kurs? Wir können unmöglich durch die Große Barriere segeln!« Er mäßigte augenblicklich seinen Ton. »Es ist nicht möglich, wir würden alle getötet werden.«

Ulicia presste eine Hand auf den Bauch, der brennend schmerzte. »Die Große Barriere ist gefallen, Captain. Sie stellt kein Hindernis mehr für uns dar. Schlagt einen direkten Kurs ein.«

Er wrang seinen Hut. »Die Große Barriere ist gefallen? Das ist nicht möglich. Wie kommt Ihr auf die Idee ...«

Sie beugte sich zu ihm vor. »Ihr wagt schon wieder, meine Worte in Zweifel zu ziehen?«

»Nein, Schwester. Nein, natürlich nicht. Wenn Ihr sagt, die Große Barriere sei gefallen, dann ist sie es. Auch wenn ich nicht begreife, wie geschehen sein soll, was nicht sein kann, so weiß ich doch, dass es mir nicht ansteht, Zweifel zu äußern. Einen direkten Kurs also.« Er wischte sich mit dem Hut über den Mund. »Gnädiger Schöpfer, beschütze uns«, murmelte er und wandte sich zum Steuermann. Er hatte es eilig, ihrem zornigen Blick zu entkommen. »Hart Steuerbord, Mister Dempsey!«

Der Mann sah zu den Matrosen am Ruder hinab. »Wir liegen bereits hart Steuerbord, Captain.«

»Keine Widerrede, sonst lasse ich Euch zurückschwimmen!«

»Aye, Captain. An die Leinen!«, brüllte er den Männern zu, die bereits einige Leinen lösten und andere anzogen. »Bereitmachen zum Wenden!«

Ulicia musterte die Männer, die nervös über ihre Schultern sahen. »Schwestern des Lichts haben hinten Augen im Kopf, Gentlemen. Sorgt dafür, dass ihr nirgendwo anders hinblickt,

sonst wird dies das Letzte sein, was ihr in eurem Leben seht.« Die Männer nickten und machten sich an die Arbeit.

Wieder in der engen Kabine, hüllte Tovi ihren zitternden, massigen Körper in ihr Bettzeug. »Ist schon eine ganze Weile her, dass stramme junge Männer mich lüstern angesehen haben.« Sie sah zu Nicci und Merissa hinüber. »Genießt die Bewunderung, solange ihr noch ihrer für würdig befunden werdet.«

Merissa zog ihr Hemd aus der Kiste am Ende der Kabine. »Du warst es nicht, die sie lüstern angesehen haben.«

Cecilias Gesicht verzog sich zu einem mütterlichen Schmunzeln. »Das wissen wir, Schwester. Ich glaube, was Schwester Tovi sagen wollte, ist, dass wir jetzt, wo wir nicht mehr unter dem Bann des Palastes der Propheten stehen, altern werden wie alle anderen auch. Ihr habt jetzt nicht mehr all die Jahre Zeit, eure Schönheit zu genießen, so wie wir dies konnten.«

Merissa straffte sich. »Wenn wir erst den Ehrenplatz bei unserem Meister zurückgewonnen haben, werde ich behalten, was ich jetzt habe.«

Tovi starrte mit einem selten gefährlichen Blick ins Leere. »Und ich will zurück, was ich einst hatte.«

Armina ließ sich auf eine Koje plumpsen. »Liliana ist schuld daran. Wäre sie nicht gewesen, hätten wir den Palast und seinen Bann nicht zu verlassen brauchen. Wäre sie nicht gewesen, hätte der Hüter Jagang nicht die Macht über uns gegeben. Wir wären bei unserem Meister nicht in Ungnade gefallen.«

Einen Augenblick lang schwiegen alle. Sie gingen sich gegenseitig aus dem Weg, drückten sich aneinander vorbei und machten sich daran, ihre Unterwäsche anzulegen, sorgsam darauf bedacht, nicht mit den Ellenbogen aneinanderzugeraten.

Merissa zog ihr Hemd über den Kopf. »Ich will alles Nötige tun, um zu dienen und die Gunst des Meisters zurückzugewinnen. Ich will den Lohn für meinen Eid.« Sie sah zu Tovi hinüber. »Ich will jung bleiben.«

»Das wollen wir alle, Schwester«, meinte Cecilia, und steckte ihren Arm durch den Ärmel ihres schlichten, braunen Wamses. »Aber im Augenblick will der Hüter, dass wir diesem Mann, diesem Jagang, dienen.«

»Tatsächlich?«, fragte Ulicia.

Merissa hockte sich hin und durchwühlte ihre Truhe, dann zog sie ihr karminrotes Kleid heraus. »Warum sonst hätte man uns diesem Mann übergeben sollen?«

Ulicia runzelte die Stirn. »Übergeben? Glaubst du das? Ich denke, es steckt mehr dahinter. Ich denke, Kaiser Jagang handelt aus eigenem Entschluss.«

Die anderen hielten beim Ankleiden inne und hoben den Kopf. »Du meinst, er könnte sich dem Hüter widersetzen?«, fragte Nicci. »Um seiner eigenen Ziele willen?«

Ulicia tippte Nicci mit dem Finger seitlich an den Kopf. »Denk nach. Nicht der Hüter ist uns im Traum, der keiner war, erschienen. Das ist noch nie zuvor passiert. Noch nie. Stattdessen kommt Jagang. Selbst wenn der Hüter unzufrieden mit uns wäre und wollte, dass wir unter Jagang Buße tun, meinst du nicht, er hätte sich selbst gezeigt und dies verfügt, um uns so seine Unzufriedenheit zu offenbaren? Ich glaube nicht, dass dies das Werk des Hüters ist. Ich glaube, es ist das Werk Jagangs.«

Armina schnappte sich ihr blaues Kleid. Es war eine Spur heller als Ulicias, doch nicht weniger kunstvoll gearbeitet. »Dennoch ist es immer noch Liliana, die uns dies eingebrockt hat.«

Ein feines Lächeln spielte über Ulicias Lippen. »Hat sie das? Liliana war habgierig. Ich glaube, der Hüter wollte sich diese Habgier zunutze machen, doch sie hat ihn verraten.« Das Lächeln verschwand. »Es war nicht Schwester Liliana, die uns dies eingebrockt hat.«

Nicci zögerte, als sie die Kordel am Mieder ihres schwarzen Kleides festzog. »Natürlich. Der Junge.«

»Der Junge?« Ulicia schüttelte langsam den Kopf. »Kein ›Junge‹ hätte die Barriere zu Fall bringen können. Kein einfacher Junge hätte das durchkreuzen können, an dem wir all die Jahre so hart gearbeitet haben. Wir alle wissen, was er ist, aus den Prophezeiungen.«

Ulicia sah alle Schwestern nacheinander an. »Wir befinden uns in einer sehr gefährlichen Lage. Wir müssen darum kämpfen, die Macht des Hüters in dieser Welt zurückzugewinnen, oder Jagang wird uns töten, wenn er fertig mit uns ist, und wir werden uns in der Unterwelt wiederfinden, wo wir dem Meister nicht mehr von Nutzen sind. Wenn das geschieht, dann wird der Hüter gewiss unzufrieden sein und dafür sorgen, dass das, womit Jagang uns gedroht hat, uns erscheint wie die Umarmung eines Geliebten.«

Das Schiff ächzte und stöhnte, während sie über die Worte nachdachten. Sie eilten zurück, um einem Mann zu dienen, der sie benutzen und dann, ohne einen Gedanken, noch viel weniger einen Lohn, fallenlassen würde. Und doch war keine von ihnen bereit, auch nur zu erwägen, sich ihm zu widersetzen.

»Ob er ein Junge ist oder nicht, er hat dies alles verursacht.« Merissas Kinn spannte sich. »Wenn ich mir vorstelle, dass ich ihn in meinen Fingern hatte, wir alle. Wir hätten uns seiner bemächtigen sollen, als wir die Gelegenheit dazu hatten.«

»Liliana hat sich auch seiner bemächtigen wollen, um seine Kraft für sich selbst zu nutzen«, sagte Ulicia, »aber sie war leichtsinnig und endete mit seinem verfluchten Schwert in ihrem Herzen. Wir müssen klüger sein als sie, dann werden wir seine Macht bekommen und der Hüter seine Seele.«

Armina wischte sich eine Träne aus dem Auge. »Aber bis dahin muss es doch eine Möglichkeit geben, wie wir unsere Umkehr verhindern können ...«

»Und wie lange, glaubst du, können wir wach bleiben?«, brauste Ulicia auf. »Früher oder später werden wir einschlafen.«

Was dann? Jagang hat uns bereits gezeigt, dass er die Macht besitzt, die Hand nach uns auszustrecken, ganz gleich, wo wir sind.«

Merissa knöpfte weiter das Mieder ihres Kleides zu. »Im Augenblick werden wir erst einmal tun, was wir tun müssen. Aber das heißt nicht, dass wir nicht unseren Kopf gebrauchen können.«

Ulicia runzelte nachdenklich die Stirn. Dann hob sie den Kopf und lächelte gequält. »Kaiser Jagang glaubt vielleicht, er hat uns dort, wo er uns haben will, doch wir leben schon sehr lange. Wenn wir unseren Kopf gebrauchen und unsere Erfahrung nutzen, werden wir vielleicht gar nicht so eingeschüchtert sein, wie er denkt.«

Ein boshaftes Funkeln leuchtete in Tavis Augen. »Ja«, zischte sie, »wir leben in der Tat schon lange und haben gelernt, manchen wilden Eber zu Fall zu bringen und ihn auszuweiden, während er noch quiekt.«

Nicci strich die Bäusche ihres schwarzen Kleides glatt. »Schweine auszunehmen ist ja gut und schön, aber Kaiser Jagang ist unser Elend und nicht der Grund dafür. Es ist auch nicht sinnvoll, unseren Zorn auf Liliana zu richten. Sie war nur eine habgierige Närrin. Der, der uns diesen Ärger eingebrockt hat, ist es, den man leiden lassen muss.«

»Weise gesprochen, Schwester«, stimmte Ulicia zu.

Merissa griff sich gedankenverloren an die Brust, an die blutunterlaufene Stelle. »Ich werde im Blut dieses jungen Burschen baden.« Ihr Blick öffnete erneut das Fenster in ihr schwarzes Herz. »Während er dabei zusieht.«

Ulicia ballte die Fäuste und pflichtete ihr mit einem Nicken bei. »Er, der Sucher, hat uns das eingebrockt. Ich schwöre, er wird dafür bezahlen: mit seiner Gabe, seinem Leben und seiner Seele.«

2. KAPITEL

Richard hatte gerade einen Löffel heiße Gewürzsuppe zu sich genommen, als er das tiefe, bedrohliche Knurren hörte. Stirnrunzelnd sah er zu Gratch hinüber. Die zusammengekniffenen Augen des Gar glühten, erleuchtet von einem kalten grünen Feuer, als er wütend in die Dürsterkeit zwischen den Säulen am Fuß der ausgedehnten Treppe blickte. Er zog die ledrigen Lippen zurück, fletschte die Zähne und entblößte seine unglaublichen Reißzähne. Richard merkte, dass er den Mund noch immer voller Suppe hatte, und schluckte.

Gratchs heiseres Knurren wurde lauter, tief in seiner Kehle klang es, als öffnete man zum ersten Mal nach hundert Jahren die schwere, durchgefaulte Tür eines Burgverlieses.

Richard warf einen kurzen Blick auf Fräulein Sanderholts weit aufgerissene braune Augen. Fräulein Sanderholt, die Oberköchin im Palast der Konfessoren, war immer noch nervös wegen Gratch und nach wie vor von Richards Beteuerungen nicht überzeugt, der Gar sei harmlos. Das unheilverkündende Knurren war nicht gerade hilfreich.

Sie hatte Richard einen Laib frisch gebackenen Brotes und eine Schale pikanter Gewürzsuppe herausgebracht, sich zu ihm auf die Stufen gesellen und mit ihm über Kahlan sprechen wollen, nur um festzustellen, dass kurz vorher der Gar aufgetaucht war. Trotz ihres ungunigen Gefühls wegen des Gar hatte Richard sie überreden können, sich zu ihm auf die Treppe zu setzen.

Kahlans Name hatte bei Gratch ein lebhaftes Interesse ausgelöst – er hatte eine Locke ihres Haares, die Richard ihm geschenkt hatte, an einem Riemen um den Hals hängen, zusammen mit dem Drachenzahn. Richard hatte Gratch erzählt, er und Kahlan seien ineinander verliebt, und sie wolle, genau wie Richard, mit Gratch befreundet sein. Daher hatte sich der neugierige Gar hingesetzt und zugehört, doch gerade als Richard die Suppe gekostet hatte, und noch bevor Fräulein Sanderholt ein Wort hatte sagen können, war die Stimmung des Gar auf einmal umgeschlagen. Wild entschlossen, unter Spannung, beobachtete er jetzt irgendetwas, das Richard nicht sehen konnte.

»Weshalb tut er das?«, fragte Fräulein Sanderholt leise.

»Ich weiß nicht genau«, gestand Richard. Er lächelte freundlich und zuckte unbekümmert mit den Schultern, während die Furchen auf ihrer Stirn noch tiefer wurden. »Bestimmt hat er ein Kaninchen oder etwas Ähnliches entdeckt. Gars verfügen über eine außergewöhnliche Sehkraft, selbst im Dunkeln, und sie sind ausgezeichnete Jäger.« Da sich ihre besorgte Miene nicht entspannte, fuhr er fort: »Er frisst keine Menschen. Er würde nie jemandem etwas tun«, beruhigte er sie. »Es ist in Ordnung, Fräulein Sanderholt, bestimmt.«

Richard blickte hoch in das finster dreinblickende, zähnefletschende Gesicht. »Gratch«, sagte er leise aus dem Mundwinkel heraus, »hör auf mit dem Geknurre. Du machst ihr Angst.«

»Richard«, wandte sie ein und beugte sich näher zu ihm hinüber, »Gars sind gefährliche Bestien. Das sind keine Haustiere. Gars kann man nicht vertrauen.«

»Gratch ist kein Haustier, er ist mein Freund. Ich kenne ihn, seit er ein Jungtier war, als er noch halb so groß war wie ich. Er ist zahm wie ein Kätzchen.«

Ein nicht überzeugtes Lächeln trat auf Fräulein Sanderholts Gesicht. »Wenn Ihr meint, Richard.« Plötzlich riss sie

entsetzt die Augen auf. »Er versteht doch nicht, was ich sage, oder?«

»Schwer zu beurteilen«, gestand Richard. »Manchmal versteht er mehr, als ich für möglich halte.«

Gratch schien sie nicht zu beachten, während sie sich unterhielten. Er war vollkommen konzentriert und schien etwas zu wittern oder zu sehen, was ihm nicht gefiel. Richard glaubte, dass er Gratch schon einmal so knurren gehört hatte, konnte sich aber nicht genau erinnern, wo oder wann. Er versuchte, sich die Situation ins Gedächtnis zu rufen, doch das Bild in seinem Innern entglitt ihm immer wieder, obwohl es greifbar nahe schien. Je angestrengter er es versuchte, desto mehr entzog sich ihm die schattenhafte Erinnerung.

»Gratch?« Er packte den kräftigen Arm des Gar. »Gratch, was ist?«

Gratch war starr wie Stein und reagierte nicht auf die Berührung. Indem er gewachsen war, hatte auch das Leuchten in seinen grünen Augen an Stärke gewonnen, doch nie zuvor war es so wild gewesen wie jetzt. Die Augen strahlten geradezu.

Richard ließ den Blick über die Schatten unten wandern, auf die diese grünen Augen wie gebannt starrten, konnte jedoch nichts Außergewöhnliches entdecken. Weder zwischen den Säulen noch entlang der Mauer des Palastgeländes befanden sich Menschen. Es war bestimmt ein Kaninchen, entschied er schließlich. Gratch war ganz versessen auf Kaninchen.

Im Licht der Dämmerung waren die ersten Fetzen purpurroter und rosa Wolken zu erkennen, und nur noch wenige der allerhellsten Sterne glitzerten am westlichen Himmel. Mit dem ersten fahlen Licht kam ein sanfter, für den Winter ungewöhnlich milder Wind auf, die in das Fell des riesigen Tieres fuhr und Richards schwarzes Mrsith-Cape aufblähte.

In der Alten Welt, während seines Aufenthaltes bei den Schwestern des Lichts, war Richard in den Hagenwald gegan-

gen, wo die Mriswiths auf der Lauer lagen – abscheuliche Kreaturen, die aussahen wie Menschen, halb zerschmolzen zu einem reptilienhaften Albtraum. Nachdem er gegen einen der Mriswiths gekämpft und ihn getötet hatte, hatte er entdeckt, welch erstaunliche Fähigkeit dessen Cape besaß – es konnte so perfekt, so makellos mit seinem Hintergrund verschmelzen, dass es den Mriswith – oder Richard, wenn er sich beim Tragen des Capes konzentrierte – unsichtbar zu machen schien. Es verhinderte auch, dass jemand mit der Gabe sie – oder ihn – spüren konnte. Aus irgendeinem Grund jedoch ermöglichte Richards Gabe ihm, die Gegenwart eines Mriswith zu fühlen. Diese Fähigkeit – eine Gefahr zu spüren, obwohl sie sich unter einem magischen Umhang verbarg – hatte ihm das Leben gerettet.

Richard fiel es schwer zu glauben, dass Gratch Kaninchen in den Schatten anknurrte. Die Qual, das stumme Entsetzen über die Annahme, seine geliebte Kahlan sei hingerichtet worden, war in jenem herzerreißenden Augenblick tags zuvor verflogen, als er herausgefunden hatte, dass sie noch lebte. Er freute sich ganz vorbehaltlos darüber, dass sie in Sicherheit war, freute sich überschwänglich, dass er die Nacht mit ihr allein an einem seltsamen Ort zwischen den Welten verbracht hatte. Er hätte singen mögen an diesem wundervollen Morgen und ertappte sich dabei, wie er, ohne es zu merken, lächelte. Nicht einmal Gratches seltsame Anspannung konnte ihm die gute Laune verderben.

Trotz alledem fühlte sich Richard durch das kehlige Geräusch abgelenkt, und Fräulein Sanderholt fand es offenkundig alarmierend. Sie saß steif auf der Kante einer Stufe neben ihm, ihr wollenes Tuch fest um sich geklammert. »Still, Gratch. Du hast eben eine ganze Hammelkeule bekommen und einen halben Laib Brot. Du kannst unmöglich schon wieder Hunger haben.«

Gratchs Aufmerksamkeit blieb zwar nach wie vor gefesselt, doch sein Knurren ging in ein leiseres Grollen tief in seiner Kehle über, als er abwesend versuchte zu gehorchen.

Richard warf erneut einen kurzen Blick zur Stadt hinüber. Er hatte vorgehabt, sich ein Pferd zu suchen und zügig aufzubrechen, um Kahlan und seinen Großvater und alten Freund Zedd einzuholen. Abgesehen davon, dass er es nicht abwarten konnte, Kahlan zu sehen, vermisste er Zedd aus ganzer Seele. Seit drei Monaten hatte er ihn nicht mehr gesehen, doch schienen es Jahre zu sein. Zedd war ein Zauberer der ersten Ordnung, und es gab viel, das Richard angesichts seiner Entdeckungen über sich selbst mit ihm zu besprechen hatte, doch dann hatte Fräulein Sanderholt die Suppe und das frisch gebackene Brot herausgebracht. Guter Dinge oder nicht, er war ausgehungert.

Richard blickte nach hinten, vorbei am eleganten Weiß des Palastes der Konfessoren, hinauf zur gewaltigen, eindrucksvollen in die Bergflanke eingebetteten Burg der Zauberer, zu den erhabenen Mauern aus dunklem Stein, ihren Brustwehren, ihren Bastionen, Verbindungswegen und Brücken, die allesamt aussahen wie eine unheilvolle, aus dem Stein herauswachsende Verkrustung, die irgendwie lebendig wirkte, so als blickte sie von oben auf ihn herab. Ein breites Straßenband wand sich von der Stadt hinauf zu den dunklen Mauern, überquerte dabei eine schmale, wenn auch nur aus dieser Entfernung zerbrechlich wirkende Brücke, bevor sie unter einem mit Eisenspitzen versehenen Falltor hindurchführte und vom dunklen Schlund der Burg verschluckt wurde. Wenn überhaupt, dann gab es sicher Tausende von Zimmern in der Burg. Richard zog sein Cape unter dem kalten, steinernen Blick dieses Ortes fester um sich und wandte sich ab.

Dies war der Palast, die Stadt, in der Kahlan aufgewachsen war, wo sie den größten Teil ihres Lebens verbracht hatte – bis

zum vergangenen Sommer, als sie auf der Suche nach Zedd die Grenze nach Westland überschritten hatte und auch Richard begegnet war.

Die Burg der Zauberer war jener Ort, an dem Zedd aufgewachsen war und wo er gelebt hatte, bevor er, noch vor Richards Geburt, die Midlands verlassen hatte. Kahlan hatte ihm Geschichten erzählt, wie sie einen Großteil ihrer Zeit in jener Burg mit Lernen zugebracht hatte, doch nie hatte dieser Ort in ihren Schilderungen unheilvoll gewirkt. Hart am Berg gelegen, schien ihm die Burg jetzt etwas Böses auszustrahlen.

Richard lächelte, als er daran dachte, wie Kahlan als kleines Mädchen ausgesehen haben musste, als Konfessor in der Ausbildung, die durch die Flure dieses Palastes wandelt, die inmitten von Zauberern die Korridore der Burg durchwandert und die sich draußen unter die Menschen dieser Stadt mischt.

Doch Aydindril war unter den verderblichen Einfluss der Imperialen Ordnung gefallen, keine freie Stadt mehr und nicht mehr Sitz der Macht in den Midlands.

Zedd hatte mit einem seiner Zauberertricks – mit Magie – aufgewartet, sodass jedermann glaubte, Zeuge von Kahlans Enthauptung geworden zu sein. Dadurch hatten sie aus Aydindril fliehen können, während jedermann hier annahm, sie sei tot. Niemand würde sie jetzt verfolgen. Fräulein Sanderholt kannte Kahlan von Geburt an und war überglücklich vor Erleichterung gewesen, als Richard ihr erzählte, Kahlan sei wohl auf und in Sicherheit.

Wieder spielte ein Lächeln um seine Lippen. »Wie war Kahlan, als sie klein war?«

Fräulein Sanderholt blickte in die Ferne, selbst ein Lächeln auf den Lippen. »Sie war immer ernst, aber das liebevollste Mädchen, das ich je gesehen habe, und sie wuchs heran zu einer beherzten, wunderschönen jungen Frau. Sie hatte als Kind

nicht nur eine Begabung für Magie, sondern auch einen ganz besonderen Charakter.

Keiner der Konfessoren war von ihrem Aufstieg zur Mutter Konfessor überrascht, und alle freuten sich darüber, weil es ihre Art war, die Verständigung zu fördern und sich nicht über andere zu stellen. Wer sich ihr aber zu Unrecht widersetzte, musste feststellen, dass sie aus ebenso hartem Holz geschnitten war wie jede andere Mutter Konfessor auch. Ich habe keinen Konfessor kennengelernt, der so viel Leidenschaft für die Menschen in den Midlands empfand. Für mich war es immer eine Ehre, sie zu kennen.« Sie schweifte in Erinnerungen ab und lachte matt, ein Ton, der bei Weitem nicht so kraftlos war, wie alles Übrige an ihr zu sein schien. »Selbst als ich ihr einmal einen Klaps gab, nachdem ich dahintergekommen war, dass sie sich mit einer gebratenen Ente davongemacht hatte, ohne zu fragen.«

Die Aussicht, eine Geschichte über eine Ungezogenheit von Kahlan zu hören, brachte Richard zum Schmunzeln. »Hat Euch das nicht zu denken gegeben, einen Konfessor, und sei es einen jungen, zu bestrafen?«

»Ach was«, meinte sie spöttisch. »Hätte ich sie verwöhnt, hätte mich ihre Mutter rausgeworfen. Man erwartete von uns, dass wir sie respektvoll, aber gerecht behandelten.«

»Hat sie geweint?«, wollte er wissen, bevor er ein großes Stück Brot abbiss. Es war köstlich – grob gemahlener Weizen mit einem Hauch Sirup.

»Nein. Sie wirkte überrascht. Sie war überzeugt, nichts Unrechtes getan zu haben, und wollte es mir erklären. Offenbar hatte eine Frau mit zwei kleinen Kindern ungefähr in Kahlans Alter draußen vor dem Palast auf einen leichtgläubigen Menschen gewartet. Als Kahlan zur Burg der Zauberer aufbrach, trat die Frau mit einer traurigen Geschichte an sie heran und erzählte ihr, sie brauche Gold, um ihren Kleinen etwas zu essen

zu geben. Kahlan sagte ihr, sie solle warten. Dann brachte sie ihr meine gebratene Ente, denn sie war zu dem Schluss gekommen, dass es Essen war, was die Frau brauchte, kein Gold. Kahlan setzte die Kinder auf den Boden«, mit ihrer bandagierten Hand zeigte sie nach links, »ungefähr dort drüben, und gab ihnen die Ente zu essen. Die Frau war außer sich und wurde laut. Sie beschuldigte Kahlan, eigennützig mit all dem Gold des Palastes umzugehen.

Während Kahlan mir diese Geschichte erzählte, kam eine Patrouille der Palastwache in die Küche, die Frau und ihre beiden Kleinen im Schlepptau. Offenbar war die Wache hinzugekommen, als die Frau über Kahlan herzog. Ungefähr in diesem Augenblick erschien Kahlans Mutter in der Küche und wollte wissen, was los sei. Kahlan erzählte ihre Geschichte, und die Frau brach zusammen, weil sie sich im Gewahrsam der Palastwache befand, und schlimmer noch, weil sie sich plötzlich der Mutter Konfessor persönlich gegenüber sah.

Kahlans Mutter hörte sich ihre Geschichte an und die der Frau, dann erklärte sie Kahlan, dass man die Verantwortung für einen Menschen übernahm, wenn man sich dazu entschloss, ihm zu helfen, und dass man die Pflicht hatte, diese Hilfe so lange weiterzuführen, bis der Betreffende wieder auf eigenen Füßen stand. Den nächsten Tag verbrachte Kahlan auf der Königsstraße. Die Palastwache schleppte die Frau hinter ihr her, während sie von einem Ort zum anderen lief und jemanden suchte, der Hilfe brauchte. Viel Glück hatte sie nicht damit – alle wussten, dass die Frau eine Trinkerin war.

Ich fühlte mich schuldig, weil ich Kahlan einen Klaps gegeben hatte, ohne mir ihre Gründe anzuhören, weshalb sie meine gebratene Ente gestohlen hatte. Ich hatte eine Freundin damals, eine strenge Frau, die Aufsicht über die Köche in einem der Paläste hatte. Als Kahlan die Frau wieder zurückbrachte, lief ich also rasch zu ihr und bat sie, die Frau in ihre Dienste auf-

zunehmen. Ich habe Kahlan nie davon erzählt. Die Frau arbeitete eine ganze Weile dort, kam aber nie wieder in die Nähe des Palastes der Konfessoren. Ihr Jüngster wuchs heran und ging zur Palastwache. Vergangenen Sommer wurde er bei der Eroberung Aydindrils durch die D'Haraner verwundet und starb eine Woche darauf.«

Auch Richard hatte gegen D'Hara gekämpft und am Ende seinen Herrscher, Darken Rahl, getötet. Auch wenn er nach wie vor ein gewisses Bedauern verspürte, dass dieser üble Mann ihn gezeugt hatte, er fühlte sich nicht mehr schuldig, dessen Sohn zu sein. Ihm war klar, die Verbrechen des Vaters gingen nicht einfach auf den Sohn über, und ganz gewiss war es nicht der Fehler seiner Mutter, dass Darken Rahl sie vergewaltigt hatte. Sein Stiefvater liebte Richards Mutter deswegen nicht weniger, und auch Richard gegenüber zeigte er sich nicht weniger liebevoll, nur weil dieser nicht sein eigenes Blut war. Richard hätte seinen Stiefvater auch nicht weniger geliebt, hätte er gewusst, dass George Cypher nicht sein richtiger Vater war.

Richard war ebenfalls ein Zauberer, das wusste er inzwischen. Die Gabe, die Kraft der Magie in seinem Innern, genannt Han, war über zwei Geschlechter von Zauberern an ihn weitergegeben worden: über Zedd, seinen Großvater mütterlicherseits, und über Darken Rahl, seinen Vater. Diese Kombination hatte in ihm eine Magie hervorgebracht, wie sie seit Jahrtausenden kein Zauberer mehr besessen hatte – nicht nur additive, sondern auch subtraktive Magie. Richard wusste herzlich wenig, was es hieß, ein Zauberer zu sein, oder über Magie, Zedd jedoch wollte ihm helfen zu lernen, die Gabe zu beherrschen und sie zu benutzen, um den Menschen zu helfen.

Richard schluckte das Brot hinunter, auf dem er herumgekauert hatte. »Das klingt ganz nach der Kahlan, die ich kenne.«

Fräulein Sanderholt schüttelte wehmütig den Kopf. »Sie verspürte immer eine tiefe Verantwortung für die Menschen in

den Midlands. Ich weiß, es tat ihr in der Seele weh, mit ansehen zu müssen, wie sich die Menschen gegen sie wendeten, weil man ihnen Gold versprochen hatte.«

»Ich wette, nicht alle haben so gehandelt«, meinte Richard. »Aber aus diesem Grund dürft Ihr niemandem erzählen, dass sie noch lebt. Niemand darf die Wahrheit erfahren, damit Kahlan auch weiter sicher ist und nicht in Gefahr gerät.«

»Mein Wort habt Ihr, Richard, das wisst Ihr. Aber ich glaube, mittlerweile haben die Menschen sie vergessen. Wahrscheinlich werden sie bald randalieren, wenn sie das Gold nicht bekommen, das man ihnen zugesichert hat.«

»Deswegen haben sich also all die Menschen vor dem Palast der Konfessoren versammelt?«

Sie nickte. »Inzwischen glauben sie, ein Recht darauf zu haben, denn irgendjemand von der Imperialen Ordnung hat gesagt, sie sollten es bekommen. Zwar ist der Mann, der dies versprochen hat, längst tot, trotzdem scheint es, als sei das Gold mit dem Aussprechen seiner Worte wie durch Magie in ihren Besitz übergegangen. Wenn die Imperiale Ordnung nicht bald das Gold aus der Staatskasse verteilt, könnte ich mir vorstellen, dass es nicht mehr lange dauert, bis die Menschen in den Straßen den Palast stürmen und es sich holen.«

»Vielleicht sollten sie mit dem Versprechen nur abgelenkt werden, und die Truppen der Imperialen Ordnung hatten die ganze Zeit über die Absicht, das Gold als Beute für sich zu behalten und den Palast zu verteidigen.«

»Vielleicht habt Ihr recht.« Ihr Blick ging ins Leere. »Wenn ich es mir recht überlege, ich weiß nicht einmal, was ich hier überhaupt noch soll. Ich habe keine Lust, mit ansehen zu müssen, wie die Imperiale Ordnung im Palast ihr Quartier aufschlägt. Ich habe keine Lust, am Ende für sie arbeiten zu müssen. Vielleicht sollte ich fortgehen und versuchen, einen Ort zu finden, wo die Menschen noch nicht unter dem Joch dieser Bar-

baren stehen. Aber die Vorstellung kommt mir so seltsam vor. Der Palast war den größten Teil meines Lebens mein Zuhause.«

Richard wendete den Blick von der weißen Pracht des Palastes der Konfessoren ab und sah wieder hinaus über die Stadt. Sollte er ebenfalls fliehen und zulassen, dass das angestammte Zuhause der Konfessoren und der Zauberer an die Imperiale Ordnung fiel? Aber wie konnte er das verhindern? Davon abgesehen suchten die Soldaten der Imperialen Ordnung wahrscheinlich nach ihm. Am besten schlich er davon, solange sie nach dem Tod ihres Rates noch in Auflösung begriffen waren. Was Fräulein Sanderholt tun sollte, wusste er nicht – er jedoch brach besser auf, bevor die Imperiale Ordnung ihn fand. Er musste zu Kahlan und Zedd.

Gratchs Grollen wurde tiefer und ging in ein urtümliches Knurren über, das Richard in die Knochen fuhr und ihn aus seinen Gedanken riss. Der Gar erhob sich geschmeidig, Richard suchte erneut die Gegend unten ab, konnte aber nichts erkennen. Der Palast der Konfessoren stand auf einer Anhöhe, von der aus man einen eindrucksvollen Blick über Aydindril hatte, und von diesem Aussichtspunkt konnte er sehen, dass hinter den Mauern, in den Straßen der Stadt, Soldaten standen, in der Nähe der drei jedoch, in ihrem abgelegenen Seitenhof vor dem Kücheneingang, befand sich niemand. Wo Gratch hinblickte, war nichts Lebendiges zu entdecken.

Richard erhob sich, tastete mit den Fingern zur Beruhigung kurz nach dem Heft des Schwertes. Er war größer als die meisten Männer, trotzdem überragte ihn der Gar. Er war zwar für einen Gar, kaum älter als ein Jungtier, klein, dennoch maß er fast sieben Fuß, und Richard schätzte, dass er anderthalbmal so schwer war wie er selbst. Gratch würde noch einen Fuß wachsen, vielleicht mehr – Richard war alles andere als ein Experte für kurzschwänzige Gars –, so vielen war er nicht begegnet, und die, die er gesehen hatte, hatten versucht, ihn umzubringen.

Tatsächlich hatte Richard Gratchs Mutter in Notwehr getötet und am Ende versehentlich den kleinen Waisen adoptiert. Mit der Zeit waren sie dicke Freunde geworden.

Die Muskeln unter der rosigen Haut an Bauch und Brust des kräftig gebauten Tieres schwellen wellenartig an. Es stand reglos da, angespannt, die Krallen an der Seite bereit, die haarigen Ohren aufgestellt und gerichtet auf Dinge, die man nicht sah. Selbst wenn er hungrig auf Beutefang ging, zeigte sich Gratch niemals so wild. Richard spürte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten.

Gerne hätte er gewusst, wann oder wo er Gratch schon einmal so knurren gehört hatte. Schließlich schob er seine angenehmen Gedanken an Kahlan beiseite und konzentrierte sich, während seine Anspannung immer weiter stieg.

Fräulein Sanderholt stand neben ihm und blickte nervös von Gratch zu der Stelle, auf die er starrte. Obwohl sie dürr war und zerbrechlich wirkte, war sie alles andere als eine ängstliche Frau. Dennoch – wären ihre Hände nicht bandagiert gewesen, sie hätte sie gerungen, dachte er. So sah sie jedenfalls aus.

Richard kam sich plötzlich nackt vor auf der offenen, weit geschwungenen Treppe. Mit scharfen grauen Augen beobachtete er die grauen Schatten und verborgenen Stellen zwischen den Säulen, den Mauern, den verschiedenen eleganten Belvederes, die verstreut im unteren Teil des Palastgeländes standen. Ein gelegentlicher Windhauch wirbelte glitzernden Schnee auf, doch sonst war alles still. Er schaute so konzentriert, dass seine Augen schmerzten, konnte aber nichts Lebendiges, keine Anzeichen für eine Bedrohung bemerken.

Obwohl er nichts sah, spürte Richard ein wachsendes Gefühl der Gefahr – es war nicht einfach eine Reaktion auf Gratchs Aufgebrachtheit, sondern es entstammte seinem Innern, seinem Han, den Tiefen seiner Brust, strömte in die Fasern seiner Muskeln und versetzte sie in angespannte Bereit-

schaft. Die Magie in seinem Innern war zu einem zusätzlichen Sinn geworden, der ihn oft gerade dann warnte, wenn seine anderen Sinne versagten. Darum musste es sich auch jetzt handeln.

Tief in seiner Magengrube nagte das Bedürfnis fortzurennen, bevor es zu spät war. Er musste zu Kahlan, er wollte nicht in irgendwelche Schwierigkeiten verwickelt werden. Er konnte sich ein Pferd suchen und einfach losreiten. Besser noch, er konnte jetzt sofort davonrennen und sich später ein Pferd besorgen.

Gratch faltete die Flügel auseinander und nahm eine drohende, hockende Haltung ein, bereit, in die Luft zu schießen. Er zog die Lippen weiter zurück, Dampf entwich zischend zwischen seinen Reißzähnen, während sein Knurren tiefer wurde und die Luft zum Schwingen brachte.

Richard bekam eine Gänsehaut auf den Armen. Sein Atem ging schneller, als das greifbare Gefühl der Gefahr sich zu einer konkreten Bedrohung zuspitzte.

»Fräulein Sanderholt«, sagte er, während sein suchender Blick von einem langen Schatten zum nächsten sprang, »warum geht Ihr nicht hinein? Ich komme nach und unterhalte mich mit Euch, sobald ich ...«

Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, als er eine knappe Bewegung unten zwischen den weißen Säulen bemerkte – ein Flirren in der Luft, wie Hitzeschlieren über einem Feuer. Er starrte, versuchte zu entscheiden, ob er es tatsächlich gesehen oder sich nur eingebildet hatte. Hektisch versuchte er zu überlegen, was es sein könnte, wenn er denn überhaupt etwas gesehen hatte. Vielleicht war es ein wenig Schnee gewesen, von einem Windstoß hochgewirbelt. Er kniff konzentriert die Augen zusammen, konnte nichts erkennen. Wahrscheinlich war es nichts weiter als der Schnee im Wind, versuchte er sich zu beruhigen.

Plötzlich stieg die unleugbare Erkenntnis in ihm hoch wie kaltes, schwarzes Wasser durch den Riss in der Eisschicht eines Flusses – Richard war eingefallen, wann er Gratch so hatte knurren hören. Die feinen Härchen in seinem Nacken standen ab wie Nadeln aus Eis auf seiner Haut. Seine Hand tastete nach dem Griff seines Schwertes.

»Geht«, drängte er flüsternd Fräulein Sanderholt. »Sofort.«

Ohne Zögern rannte sie die Stufen hoch und machte sich auf den Weg zum weit entfernten Kucheneingang hinter ihm, als das Sirren von Stahl in der frischen Morgenluft verkündete, dass das Schwert der Wahrheit gezogen worden war.

Wie war es möglich, dass sie hier auftauchten? Es war nicht möglich, und doch war er sicher – er spürte sie.

»Tanze mit mir, Tod, ich bin bereit«, raunte Richard, bereits im Trancezustand des Zornes der Magie, die aus dem Schwert der Wahrheit in ihn strömte. Die Worte waren nicht die seinen, sondern stammten aus der Magie des Schwertes, aus den Seelen all derer, die das Schwert vor ihm benutzt hatten. Mit den Worten begriff er instinktiv ihre Bedeutung: es war ein Morgen Gebet, das besagte, dass man an diesem Tag sterben konnte und man sich daher bemühen sollte, sein Bestes zu geben, solange man noch lebte.

Aus dem Echo anderer Stimmen im Innern wuchs die Erkenntnis, dass dieselben Worte auch noch eine ganz andere Bedeutung hatten: Sie waren ein Schlachtruf.

Mit lautem Brüllen schoss Gratch hoch – seine Flügel trugen ihn nach nur einem einzigen, weiten Satz in die Luft. Schnee wirbelte auf, von den mächtigen Flügelschlägen bewegt, die auch Richards Mrsith-Cape aufblähten.

Richard spürte ihre Gegenwart, lange bevor er sah, wie sie in der winterlichen Luft Gestalt annahm. Er konnte sie mit seinem Geist erkennen, obwohl sie für seine Augen unsichtbar waren.

Unter wütendem Geheul stieß Gratch blitzschnell zum Fuß der Treppe hinab. Unweit der Säulen, kurz bevor der Gar sie erreichte, begannen sie sichtbar zu werden – Schuppen, Krallen und Capes, weiß vor dem weißem Hintergrund des Schnees. Weiß, so rein wie das Gebet eines Kindes.

Mriswiths.

3. KAPITEL

Die Mriswiths reagierten auf die Bedrohung, nahmen Gestalt an und stürzten sich auf den Gar. Die Magie des Schwertes, der Zorn, überschwemmte Richard in seiner ganzen Wildheit, als er sah, wie sein Freund angegriffen wurde. Er sprang die Stufen hinab, hinein in den Kampf.

Geheul schlug ihm entgegen, da sich der Gar nun auf die Mriswiths stürzte. Jetzt, in der Hitze des Kampfes, waren sie zu erkennen. Vor dem Weiß der Steine und des Schnees waren sie immer noch schwer auszumachen, Richard konnte sie dennoch gut genug sehen. Es waren an die zehn, soweit er dies in all dem Durcheinander sagen konnte. Unter ihren Capes trugen sie schlichte Felle, die so weiß waren wie alles Übrige an ihnen. Richard hatte sie vorher schwarz gesehen, doch er wusste, dass die Mriswiths die Farbe ihrer Umgebung annehmen konnten. Feste glatte Haut spannte sich über ihre Köpfe bis zum Hals hinunter, wo sie Falten zu werfen begann und in fest anliegende, ineinandergreifende Schuppen überging. Lippenlose Mäuler wurden aufgerissen, sodass man kleine, nadelspitze Zähne sah. Mit den Fäusten ihrer mit Schwimmhäuten versehenen Klauen umklammerten sie die Hefte dreiklingiger Messer. Kleine, runde, glänzende Augen fixierten voller Abscheu den rasenden Gar.

Geschmeidig umkreisten sie die dunkle Gestalt in ihrer Mitte. Ihre weißen Capes bauschten sich hinter ihnen auf, als

sie über den Schnee hinwegglitten. Einige gerieten durch den Angriff ins Trudeln oder taumelten außer Reichweite und entkamen so den mächtigen Armen des Gar. Andere bekam der Gar mit den Krallen zu fassen, riss sie auf und verspritzte dabei Unmengen von Blut auf dem Schnee.

Sie waren so sehr mit Gratch beschäftigt, dass Richard ihnen in den Rücken fallen konnte, ohne auf Widerstand zu stoßen. Nie zuvor hatte er gegen mehr als einen Mriswith gleichzeitig gekämpft, und bereits das war eine ernst zu nehmende Prüfung gewesen, doch jetzt, während der Zorn der Magie durch seinen Körper flutete, hatte er nur noch eins im Sinn: Gratch zu helfen. Richard streckte zwei von ihnen nieder, bevor sie dazu kamen, sich der neuen Bedrohung zuzuwenden. Schrilles Todesgeheul zerriss die Morgenluft. Nadelspitz und schmerzhaft klang es ihm in den Ohren.

Richard spürte andere hinter sich, zog sich Richtung Palast zurück. Er wirbelte gerade noch rechtzeitig herum und sah, wie plötzlich drei weitere auftauchten. Sie stürzten herbei, um sich in den Kampf zu werfen – nur Fräulein Sanderholt war ihnen noch im Weg. Diese schrie auf, als sie merkte, dass die näher kommenden Bestien ihr den Fluchtweg abschnitten. Sie machte kehrt und lief vor ihnen davon. Doch das Rennen würde sie verlieren, wie Richard erkannte – und er war zu weit entfernt, um rechtzeitig zu ihr zu gelangen.

Mit einem schwungvollen Rückhandschlag seines Schwertes schlitzte er einen seiner schuppigen Gegner auf. »Gratch!«, schrie er. »Gratch!«

Gratch, der gerade einem Mriswith den Kopf abdrehte, sah auf. Richard zeigte mit dem Schwert auf Fräulein Sanderholt.

»Gratch! Beschütze sie!«

Gratch begriff sofort, in welcher Gefahr Fräulein Sanderholt schwebte. Er schleuderte den schlaffen, kopflosen Kadaver zur Seite und war mit einem Satz in der Luft. Richard duckte sich.

Die schnellen Schläge seiner ledrigen Flügel trugen den Gar über Richards Kopf hinweg und die Stufen hinauf.

Gratch riss die Frau mit seinen pelzigen Armen hoch. Ihre Füße lösten sich mit einem Ruck vom Boden und schwebten über die kreisenden Messer der Mriswith hinweg. Gratch breitete die Flügel aus, legte sich in die Kurve, bevor das Gewicht der Frau ihm Schwung nahm, stürzte hinter den Mriswiths in die Tiefe, bremste dann mit einem mächtigen Flügelschlag und setzte Fräulein Sanderholt auf dem Boden ab. Ohne Pause warf er sich dann wieder in den Kampf, schlug und biss, geschickt den blinkenden Messern ausweichend, mit Krallen und Reißzähnen um sich.

Richard wirbelte herum zu den drei Mriswiths am Fuß der Treppe. Er ging auf im Zorn des Schwertes, wurde eins mit der Magie und den Seelen derer, die das Schwert vor ihm geschwungen hatten. Er bewegte sich mit der trägen Eleganz eines Tanzes – des Tanzes mit den Toten. Die drei Mriswiths gingen auf ihn los, ein anmutiger Ansturm blitzblanker Klingen. Mit einem Schwenk lösten sie ihre Formation auf, zwei glitten über die Stufen nach oben und wollten ihn einkreisen. Mit einer mühelosen, zwingenden Drehung bekam Richard den Zurückgebliebenen vor die Spitze seiner Klinge.

Zu seiner Überraschung schrien die beiden anderen auf.
»Nein!«

Richard hielt überrascht inne. Er hatte nicht gewusst, dass Mriswiths sprechen konnten. Sie warteten zögernd auf den Stufen, fixierten ihn mit ihren kleinen, runden, glänzenden schlangengleichen Augen. Auf ihrem Weg die Treppe hoch zu Gratch waren sie fast schon an Richard vorbei. Offensichtlich hatten sie es auf Gratch abgesehen, mutmaßte er.

Richard sprang die Stufen hinauf und verstellte ihnen den Weg. Wieder lösten sie ihre Formation auf, und jeder übernahm eine Seite. Richard täuschte nach links an, dann wirbelte

er herum und drosch auf den anderen ein. Richards Schwert zerschmetterte die Dreifachklinge in seiner Klaue. Ohne zu zögern, wirbelte der Mriswith herum und wich so dem tödlichen Stoß von Richards Klinge aus, doch als das Wesen sich drehte und näher kam, um selbst einen Hieb anzubringen, zog Richard sein Schwert zurück und schlitzte ihm damit den Hals auf. Der Mriswith brüllte, ging taumelnd zu Boden, krümmte sich und vergoss sein Blut im Schnee.

Bevor Richard sich dem anderen zuwenden konnte, sprang dieser ihn von hinten an. Die beiden wälzten sich die Stufen hinunter. Sein Schwert und eines der dreiklingigen Messer glitten scheppernd über den Stein am Fuß der Treppe, schlidderten außer Reichweite und versanken im Schnee.

Sie wälzten sich herum, und beide versuchten, die Oberhand zu gewinnen. Die drahtige Bestie legte ihm die schuppigen Arme um die Brust und drückte zu, wollte Richard auf den Bauch zwingen. Der Sucher spürte den fauligen Atem in seinem Nacken. Er konnte zwar sein Schwert nicht sehen, aber er spürte dessen Magie und wusste genau, wo es lag. Er wollte danach greifen, doch das Gewicht des Mriswith hinderte ihn daran. Er versuchte sich nach vorn zu ziehen, doch der vom Schnee glatte Stein bot nicht genügend Halt. Das Schwert blieb unerreichbar.

Der Zorn verlieh ihm Kraft. Richard richtete sich wankend auf. Der Mriswith, der ihn immer noch mit schuppigen Armen umklammert hielt, schlang ein Bein um seines. Richard stürzte mit dem Gesicht nach vorn zu Boden, das Gewicht des Mriswith auf seinem Rücken presste ihm den Atem aus der Lunge. Das zweite Messer des Mriswith schwebte Zentimeter über seinem Gesicht.

Vor Anstrengung ächzend, stemmte Richard sich mit einem Arm hoch und packte mit dem anderen das Gelenk der Hand, die das Messer hielt. Mit einer ungeheuer kraftvollen, fließen-

den Bewegung wuchtete er den Mriswith zurück, tauchte unter dem Arm hindurch und schraubte ihn im Hochkommen einmal ganz herum. Knochen brachen mit dumpfem Knacken. Mit seiner anderen Hand drückte Richard ihm das Messer auf die Brust. Der Mriswith, mitsamt Cape und allem anderen, nahm plötzlich eine ekelhafte, schwach grünliche Farbe an.

»Wer hat dich geschickt!« Als er nicht antwortete, verdrehte Richard ihm den Arm noch weiter, klemmte ihn auf dem Rücken der Bestie fest. »Wer hat dich geschickt!«

Der Mriswith erschlaffte. »Der Traumwandler«, zischelte er.

»Wer ist der Traumwandler? Warum bist du hier?«

Eine wächsern gelbliche Farbe überkam den Mriswith in Wellen. Er riss die Augen auf, als er erneut zu fliehen versuchte. »Grünauge!«

Plötzlich wurde Richard von einem krachenden Schlag zurückgeworfen. Mit einer blitzschnellen Bewegung packte etwas Dunkles, Pelziges den Mriswith. Klauen rissen seinen Kopf nach hinten. Reißzähne bohrten sich in seinen Hals. Ein mächtiger Ruck, und die Kehle wurde ihm herausgerissen. Richard rang entsetzt nach Atem.

Er keuchte noch immer, als der Gar auf ihn losging. Richard warf die Arme hoch, als das riesige Tier gegen ihn prallte. Das Messer fiel ihm aus der Hand. Die schiere Größe des Gar war erdrückend, seine furchterregende Kraft überwältigend. Ebenso gut hätte Richard versuchen können, einen Berg zurückzuhalten, der auf ihn stürzte. Tiefende Reißzähne schnappten nach seinem Gesicht.

»Gratch!« Er krallte seine Fäuste in das Fell. »Gratch! Ich bin's, Richard!« Das zähnefletschende Gesicht wich ein kleines Stück zurück. Mit jedem Schnaufen entwich dampfender Atem, der nach dem Verwesungsgeruch des Mriswith-Blutes stank. Die leuchtend grünen Augen blinzelten. Richard strich über die

sich hebende Brust. »Alles in Ordnung, Gratch. Es ist vorbei. Beruhige dich.«

Die eisenharten Muskeln der Arme, die ihn hielten, wurden schlaff. Das zähnefletschende Gesicht verzog sich zu einem faltigen Grinsen. Tränen traten ihm in die Augen, als Gratch Richard an seine Brust drückte.

»Grrrratch haaaaat Rrrrraaaach lllllieerrg.«

Richard gab dem Gar einen Klaps auf die Schulter und bemühte sich, wieder zu Atem zu kommen. »Ich hab dich auch lieb, Gratch.«

Gratch, dessen Augen jetzt wieder funkelten, hielt Richard vor seinen Körper und musterte ihn kritisch, so als wollte er sich versichern, ob sein Freund unversehrt war. Mit einem murmelnden, gurgelnden Geräusch machte er seiner Erleichterung Luft – weil er Richard unverletzt vorfand oder weil er sich zurückgehalten hatte, bevor er ihn in Stücke gerissen hätte, war Richard nicht ganz klar, aber eins wusste er: Er war selbst erleichtert, dass es vorüber war. Jetzt, wo die Angst, der Zorn und die Raserei des Kampfes abklangen, zog sich ein dumpfer Schmerz durch seine Muskeln.

Richard atmete tief durch. Das Gefühl, den plötzlichen Angriff überstanden zu haben, versetzte ihn in ein Hochgefühl, doch dass Gratch, sonst so sanft, plötzlich zur tödlich wilden Bestie geworden war, beunruhigte ihn. Mit einem flüchtigen Blick erfasste er die erschreckend große Menge übel riechenden, geronnenen Blutes überall im Schnee. Das war nicht Gratch alleine gewesen. Als der letzte Rest des magischen Zorns verrauchte, kam ihm der Gedanke, dass Gratch ihn möglicherweise in einem ähnlichen Licht sah. Ebenso wie Richard hatte Gratch sich der Bedrohung gewachsen gezeigt.

»Du wusstest, dass sie hier waren, Gratch, nicht wahr?«

Gratch nickte begeistert und unterstrich dies noch mit einem leisen Knurren. Vielleicht hatte Gratch damals, als Richard

ihn zum letzten Mal so heftig knurren gehört hatte, vor dem Hagenwald, auch die Gegenwart des Mriswith gespürt, dachte er.

Die Schwestern des Lichts hatten ihm erzählt, dass die Mriswiths gelegentlich den Hagenwald verließen und dass niemand, weder die Schwestern des Lichts – die Magierinnen waren – und nicht einmal Zauberer imstande waren, ihre Gegenwart wahrzunehmen, oder jemals eine Begegnung mit ihnen überlebt hatten. Richard hatte sie spüren können, weil er als Erster seit nahezu dreitausend Jahren mit beiden Seiten der Gabe geboren worden war. Wie konnte also Gratch wissen, wo sie waren?

»Konntest du sie sehen, Gratch?« Gratch deutete auf einige der Kadaver, so als wollte er sie Richard zeigen. »Nein, jetzt kann ich sie sehen. Ich meine vorher, als ich mich mit Fräulein Sanderholt unterhielt und du geknurrst hast. Konntest du sie da schon sehen?« Gratch schüttelte den Kopf. »Konntest du sie hören oder riechen?« Gratch legte nachdenklich die Stirn in Falten, seine Ohren zuckten, dann schüttelte er erneut den Kopf. »Woher wusstest du dann, dass sie da waren, bevor du sie sehen konntest?«

Das riesige Tier zog seine Brauen, dick wie Axtgriffe, zusammen und blickte Richard fragend von oben an. Er zuckte die Achseln. Sein Unvermögen, eine befriedigende Antwort zu geben, schien ihn zu verwirren.

»Soll das heißen, du konntest sie spüren, bevor du sie gesehen hast? Irgendetwas hat dir gesagt, dass sie da sind?«

Grinsend nickte Gratch, froh, weil Richard zu verstehen schien. Aus einem ähnlichen Grund hatte Richard von ihrer Anwesenheit gewusst – er konnte sie spüren, im Geiste sehen, bevor er sie mit den Augen erblickte. Aber Gratch besaß die Gabe nicht. Wieso war er dazu fähig?

Vielleicht, weil Tiere Dinge eher spürten als Menschen. Wölfe wussten gewöhnlich, dass man da war, bevor man

wusste, das *sie* da waren. Gewöhnlich bemerkte man ein Reh im Gebüsch erst dann, wenn es Reißaus nahm, weil es einen längst gewittert hatte, bevor man es selbst zu Gesicht bekam. Im Allgemeinen hatten Tiere schärfere Sinne als Menschen und Raubtiere mit die schärfsten. Und Gratch war ganz gewiss ein Raubtier. Dieser Sinn hatte ihm offenbar mehr genützt als Richard die Magie.

Fräulein Sanderholt war zum Fuß der Treppe heruntergekommen und legte Gratch eine bandagierte Hand auf den pelzigen Arm. »Gratch ... danke.« Sie wandte sich Richard zu und senkte die Stimme. »Ich dachte schon, er würde mich auch umbringen«, gestand sie. Kurz sah sie zu den zerfetzten Leichen hinüber. »Ich habe gesehen, wie Gars das Gleiche Menschen angetan haben. Als er mich packte, war ich überzeugt, er würde mich töten. Aber ich habe mich geirrt. Er ist anders.« Sie blickte erneut zu Gratch hoch. »Du hast mir das Leben gerettet. Danke.«

Gratch lächelte, und man konnte seine blutverschmierten Reißzähne in ihrer ganzen Länge sehen. Der Anblick verschlug ihr den Atem.

Richard blickte hinauf in das finster wirkende, grinsende Gesicht. »Hör auf zu grinsen, Gratch. Du machst ihr schon wieder Angst.«

Seine Mundwinkel senkten sich, seine Lippen bedeckten die gewaltigen, gefährlich scharfen Reißzähne. Sein faltiges Gesicht nahm einen schmollenden Ausdruck an. Gratch hielt sich für liebenswert, und ihm erschien es nur natürlich, dass alle anderen ihn ebenfalls so betrachteten.

Fräulein Sanderholt strich Gratch über den Arm. »Schon gut. Sein Lächeln kommt von Herzen und ist auf seine Art auch schön. Ich bin einfach ... nicht daran gewöhnt, das ist alles.«

Gratch lächelte Fräulein Sanderholt erneut an, diesmal schlug er dazu noch temperamentvoll mit den Flügeln. Fräulein

Sanderholt konnte nicht anders, sie wich taumelnd einen Schritt zurück. Sie stand gerade erst im Begriff zu verstehen, dass dieser Gar anders war als die, die für die Menschen von jeher eine Bedrohung darstellten, doch ihre Instinkte waren noch immer mächtiger als diese Erkenntnis. Gratch ging auf die Frau zu, um sie an sich zu drücken. Richard war überzeugt, dass sie vor Angst sterben würde, bevor sie die gute Absicht des Gar erkannte, also hielt er Gratch mit der Hand zurück.

»Er mag Euch, Fräulein Sanderholt. Er wollte Euch nur umarmen, das ist alles. Aber ich denke, es reicht, wenn Ihr Euch bedankt.«

Schnell fand sie ihre Fassung wieder. »Unsinn.« Sie lächelte freundlich und breitete die Arme aus. »Ich möchte in die Arme genommen werden, Gratch.«

Gratch gurgelte vor Wonne und hob sie hoch. Leise warnte Richard Gratch, behutsam mit ihr umzugehen. Fräulein Sanderholt kicherte unterdrückt und hilflos. Als sie wieder auf dem Boden stand, zupfte sie ihr Kleid über ihrem knochigen Körper zurecht und zog das Wolltuch ungeschickt über ihre Schultern. Sie strahlte freundlich.

»Ihr habt recht, Richard. Er ist kein Haustier. Er ist ein Freund.«

Gratch nickte begeistert. Seine Ohren zuckten, während er erneut mit den ledrigen Flügeln schlug.

Richard zog ein weißes, fast sauberes Cape von einem Mriswith in der Nähe. Er bat Fräulein Sanderholt um Erlaubnis, und als sie einverstanden war, schob er sie vor die Eichentür eines kleinen, niedrigen Steinschuppens. Er legte ihr das Cape um die Schultern und zog ihr die Kapuze über den Kopf.

»Ich möchte, dass Ihr Euch konzentriert«, erklärte er ihr. »Konzentriert Euch auf das Braun der Tür hinter Euch. Haltet das Cape unter Eurem Kinn zusammen und schließt die Augen, wenn Euch das beim Konzentrieren hilft. Stellt Euch

vor, Ihr seid eins mit der Tür und habt dieselbe Farbe wie sie.«

Sie sah stirnrunzelnd zu ihm auf. »Warum sollte ich das tun?«

»Ich möchte sehen, ob Ihr Euch unsichtbar machen könnt wie sie.«

»Unsichtbar!«

Richard lächelte aufmunternd. »Versucht es doch einfach mal!« Sie atmete hörbar aus, schließlich nickte sie. Langsam schloss sie die Augen. Ihr Atem wurde gleichmäßiger und langsamer. Nichts geschah. Richard wartete noch ein Weilchen, doch noch immer passierte nichts. Das Cape blieb weiß, nicht ein Faden darin färbte sich braun. Schließlich öffnete sie die Augen wieder.

»Bin ich unsichtbar geworden?«, fragte sie, und es klang, als machte ihr diese Vorstellung Angst.

»Nein«, musste Richard zugeben.

»Das habe ich mir gedacht. Aber wie machen diese widerlichen Schlangenmenschen sich unsichtbar?« Sie warf das Cape mit einem Schulterzucken ab und schüttelte sich vor Ekel. »Und wie kommt Ihr darauf, dass ich das könnte?«

»Sie heißen Mriswiths. Und es sind die Capes, die ihnen das ermöglichen. Daher dachte ich, Ihr könntet es vielleicht auch.« Sie sah ihn zweifelnd an. »Hier, ich will es Euch beweisen.«

Richard nahm ihren Platz vor der Tür ein und zog die Kapuze seines Mriswith-Capes hoch. Dann schlug er das Cape übereinander, schloss es und konzentrierte sich ganz auf die Aufgabe. Einen Atemzug später nahm das Cape genau die Farbe dessen an, was sich hinter ihm befand. Richard wusste, dass die Magie des Capes, offenbar unterstützt durch seine eigene, irgendwie auch die bloß liegenden Teile seines Körpers verhüllte, sodass er völlig verschwand.

Als er sich vor der Tür bewegte, veränderte sich das Cape

stets so, dass es genau mit dem übereinstimmte, was sie hinter ihm sah, und als er vor die weißen Steine trat, schienen die farblosen Steinblöcke und die dunkleren Fugen über ihn hinwegzugleiten und ahmten den Hintergrund so täuschend nach, als blickte sie durch ihn hindurch. Aus Erfahrung wusste Richard, dass es selbst dann keinen Unterschied machte, wenn der Hintergrund sehr vielfältig war. Das Cape war in der Lage, sich allem anzupassen, was sich hinter ihm befand.

Als Richard sich entfernte, starrte Fräulein Sanderholt noch immer auf die Tür, wo sie ihn zuletzt gesehen hatte, Gratch dagegen ließ ihn keinen Moment aus den Augen. Die grünen Augen des Gar bekamen etwas zunehmend Bedrohliches, während er Richards Bewegungen folgte. Sein Knurren wurde lauter.

Richard ließ es dabei bewenden. Die Hintergrundfarben lösten sich vom Cape, und es wurde, als er die Kapuze zurückschlug, wieder schwarz. »Ich bin's noch immer, Gratch.«

Fräulein Sanderholt erschrak, fuhr herum und entdeckte ihn an seinem neuen Standort. Gratches Knurren verlor sich, ging erst in Verwirrung, dann in ein Grinsen über. Als er das neue Spiel durchschaute, fing er leise gurgelnd an zu lachen.

»Richard«, stammelte Fräulein Sanderholt, »wie habt Ihr das gemacht? Wie habt Ihr Euch unsichtbar gemacht?«

»Es ist das Cape. Es macht mich nicht wirklich unsichtbar, aber irgendwie kann es seine Farbe ändern, sich dem Hintergrund anpassen und so das Auge täuschen. Vermutlich braucht man Magie, damit das Cape funktioniert, und Ihr besitzt keine. Ich dagegen wurde mit der Gabe geboren, deshalb funktioniert es bei mir.« Richard sah sich nach den toten Mriswiths um. »Ich denke, es ist am besten, wenn wir die Capes verbrennen, damit sie nicht in falsche Hände fallen.«

Richard sagte Gratch, er solle die Capes von oben auf der Treppe holen, während er sich bückte, um die unten liegenden einzusammeln.

»Richard, meint Ihr, es könnte . . . gefährlich sein, die Capes dieser unheilvollen Geschöpfe zu benutzen?«

»Gefährlich?« Richard richtete sich auf und kratzte sich im Nacken. »Ich wüsste nicht, wieso. Es wechselt doch nur die Farbe, sonst nichts. Wisst Ihr, so wie manche Frösche oder Salamander die Farbe wechseln können, um sich dem anzupassen, worauf sie hocken, wie zum Beispiel einem Felsen, einem Baumstamm oder einem Blatt.«

Sie half ihm, so gut ihre verletzten Hände es zuließen. »Ich habe diese Frösche gesehen. Ich hielt es immer für eines der Wunder unseres Schöpfers, dass sie das konnten.« Sie sah lächelnd zu ihm hoch. »Vielleicht hat der Schöpfer Euch mit demselben Wunder gesegnet, weil Ihr die Gabe besitzt. Er sei gelobt, Sein Segen hat geholfen, uns zu retten.«

Als Gratch ihr die übrigen Capes reichte, eines nach dem anderen, damit sie sie auf das Bündel packen konnte, legte sich ein Gefühl der Besorgnis auf Richards Brust. Er hob den Kopf und sah den Gar an.

»Gratch, du spürst doch keine weiteren Mrsiwths mehr, oder?«

Der Gar reichte Fräulein Sanderholt das letzte Cape, dann ließ er den Blick aufmerksam in die Ferne schweifen. Schließlich schüttelte er den Kopf. Richard atmete erleichtert auf.

»Hast du eine Idee, wo sie hergekommen sein könnten, Gratch? Irgendeine bestimmte Richtung?«

Wieder drehte sich Gratch langsam um und betrachtete sorgsam prüfend die Umgebung. Einen totenstillen Augenblick lang richtete sich seine Aufmerksamkeit auf die Burg der Zauberer, wanderte dann aber weiter. Schließlich zuckte er die Achseln und machte ein kleinlautes Gesicht.

Richard ließ den Blick über die Stadt Aydindril schweifen, musterte sorgfältig die Truppen der Imperialen Ordnung, die er unten erkennen konnte. Sie setzten sich aus Männern vieler

Nationen zusammen, hatte man ihm erzählt, doch die Kettenhemden, Panzer und das dunkle Leder, das die meisten trugen, kannte er: D'Haraner.

Richard knotete das letzte lose Ende um die Capes, schnürte sie zu einem festen Bündel zusammen und warf das Ganze auf den Boden. »Was ist mit Euren Händen passiert?«

Sie hielt sie ihm hin und drehte sie. Die Bandage aus weißem Tuch war mit getrockneten Flecken aus Bratenfett, Soßen und Ölen verschmutzt, war schmutzdelig von der Asche und dem Ruß der Feuer. »Man hat mir die Fingernägel mit Zangen rausgezogen, damit ich gegen die Mutter Konfessor aussage ... gegen Kahlan.«

»Und – habt Ihr?« Sie wendete den Blick ab, und Richard wurde rot, als ihm klar wurde, wie seine Frage geklungen haben musste. »Tut mir leid, das ist mir so rausgerutscht. Niemand kann erwarten, dass Ihr Euch ihren Forderungen unter Folter widersetzt. Die Wahrheit ist solchen Menschen gleichgültig. Kahlan würde niemals glauben, dass Ihr sie verraten habt.«

Sie zuckte mit einer Schulter und ließ die Hände sinken. »Ich habe mich geweigert, die Dinge zu sagen, die ich über sie erzählen sollte. Sie verstand, genau wie Ihr gesagt habt. Kahlan selbst befahl mir, gegen sie auszusagen, damit sie mir nicht noch mehr antun. Dennoch, es war die reinste Qual, solche Lügen auszusprechen.«

»Ich wurde mit der Gabe geboren, aber ich weiß nicht, wie man sie benutzt, sonst würde ich versuchen, Euch zu helfen.« Er wand sich vor Mitgefühl. »Lassen denn die Schmerzen wenigstens inzwischen nach?«

»Ich fürchte, jetzt wo die Imperiale Ordnung im Besitz von Aydindril ist, haben die Schmerzen gerade erst begonnen.«

»Waren es die D'Haraner, die Euch das angetan haben?«

»Nein. Ein keltonischer Zauberer hat es angeordnet. Kahlan hat ihn bei ihrer Flucht getötet. Die meisten Soldaten

der Imperialen Ordnung in Aydindril sind allerdings D'Haraner.«

»Wie haben sie die Menschen in der Stadt behandelt?«

Sie rieb sich mit den bandagierten Händen über die Arme, als fröstelte sie in der winterlichen Luft. Richard hätte ihr fast sein Cape um die Schultern gelegt, besann sich jedoch eines Besseren und half ihr stattdessen, ihr Tuch zurechtzurücken.

»Die D'Haraner haben zwar im letzten Herbst Aydindril eingenommen, und im Kampf sind ihre Soldaten brutal vorgegangen, aber seit sie jeglichen Widerstand niedergeschlagen und die Stadt übernommen haben, sind sie, solange ihre Befehle befolgt werden, nicht mehr so grausam. Vielleicht ist es ihnen wichtiger, dass ihre Beute unversehrt bleibt.«

»Das könnte sein. Was ist mit der Burg? Haben sie die auch eingenommen?«

Sie warf einen Blick über die Schulter, den Berg hinauf. »Ich bin mir nur nicht sicher, aber ich glaube nicht. Die Burg ist durch Banne geschützt, und nach dem, was man mir erzählt hat, fürchten sich die d'haranischen Truppen vor Magie.«

Richard rieb sich nachdenklich das Kinn. »Was geschah, nachdem der Krieg mit D'Hara vorüber war?«

»Offenbar haben die D'Haraner, wie andere auch, Verträge mit der Imperialen Ordnung geschlossen. Nach und nach übernahmen die Keltonier das Ruder. Die D'Haraner stellten zwar noch immer den größten Teil der Kampftruppen, duldeten aber stillschweigend die keltonische Herrschaft über die Stadt. Keltonier fürchten Magie nicht so sehr wie die D'Haraner. Prinz Fyren von Kelton und dieser keltonische Zauberer beherrschten den Rat. Da mittlerweile Prinz Fyren, der Zauberer und der Rat tot sind, weiß ich nicht genau, wer im Augenblick das Sagen hat. Vermutlich die D'Haraner, womit wir weiterhin der Gnade der Imperialen Ordnung ausgeliefert wären.

Nun, da die Mutter Konfessor und die Zauberer fort sind,

mache ich mir Sorgen, was aus uns wird. Ich weiß, sie mussten fliehen, sonst wären sie ermordet worden, aber ...«

Ihre Stimme verlor sich, daher beendete er den Satz für sie. »Seit die Midlands geschaffen wurden und man Aydindril als deren Herzstück gründete, hat hier niemand anderes regiert als die Mutter Konfessor.«

»Ihr kennt Euch in der Geschichte aus?«

»Kahlan hat mir ein wenig darüber erzählt. Es betrübt sie zutiefst, dass sie Aydindril verlassen musste, doch ich versichere Euch, wir werden nicht zulassen, dass Aydindril und die Midlands an die Imperiale Ordnung fallen.«

Fräulein Sanderholt wandte sich resigniert ab. »Was einmal war, ist nicht mehr. Mit der Zeit wird die Imperiale Ordnung die Geschichte dieses Ortes umschreiben, und die Midlands werden in Vergessenheit geraten.

Richard, ich weiß, Ihr könnt es kaum erwarten, aufzubrechen und Euch ihr anzuschließen. Sucht Euch einen Ort, wo Ihr Euer Leben in Frieden und Freiheit leben könnt. Seid nicht verbittert über das, was verloren ist. Wenn Ihr zu Kahlan kommt, dann erklärt ihr, dass es zwar Menschen gab, die bei ihrer Scheinhinrichtung gejubelt haben, dass aber viel mehr Menschen verzweifelt waren, als sie von ihrem Tod erfuhren. In den Wochen nach ihrer Flucht habe ich die Seite gesehen, die sie nicht gesehen hat. Es gibt hier böse, habgierige Menschen wie überall – aber es gibt auch gute Menschen, die sie immer in Ehren halten werden. Wir sind zwar jetzt Untertanen der Imperialen Ordnung, doch die Erinnerung an die Midlands wird, solange wir leben, in unseren Herzen weiterbestehen.«

»Danke, Fräulein Sanderholt. Ich weiß, es wird ihr Mut machen zu hören, dass sich nicht alle innerlich von ihr und den Midlands abgewendet haben. Aber verzweifelt nicht! Solange die Midlands in unseren Herzen weiterbestehen, gibt es noch Hoffnung. Wir werden uns behaupten.«

Sie lächelte, doch tief in ihren Augen konnte er zum ersten Mal ins Innerste ihrer Verzweiflung blicken. Sie glaubte ihm nicht. Das Leben unter der Imperialen Ordnung, so kurz es bisher gedauert haben mochte, war brutal genug gewesen, selbst den kleinsten Funken Hoffnung auszulöschen. Deshalb hatte sie Aydindril auch gar nicht erst verlassen. Wo sollte sie auch hin?

Richard nahm sein Schwert aus dem Schnee und wischte die blinkende Klinge an der Fellkleidung eines Mriswith ab. Er steckte das Schwert zurück in seine Scheide.

Die beiden drehten sich um, als sie nervöses Geflüster hörten, und erblickten eine Gruppe Küchenangestellte, die sich nahe dem oberen Treppenabsatz versammelt hatten und ungläubig das Blutbad im Schnee anstarrten – und Gratch. Ein Mann hatte eines der dreiklingigen Messer aufgehoben und betrachtete es von allen Seiten. Aus Angst, die Stufen hinunterzukommen, in Gratchs Nähe, versuchte er durch hartnäckiges Winken, Fräulein Sanderholt auf sich aufmerksam zu machen. Mit einer gereizten Geste bewegte sie ihn dazu, herunterzukommen.

Offenkundig hatte ihm eher ein Leben voll harter Arbeit als das Alter zugesetzt, auch wenn sein gelichtetes Haar schon das erste Grau zeigte. Er stieg die Stufen in einer schlingernden Gangart hinab, als hätte er einen schweren Getreidesack auf seinen gebeugten Schultern. Dann nickte er Fräulein Sanderholt knapp und ehrerbietig zu, während sein Blick von ihr zu den Leichen hinüberzuckte, zu Gratch, zu Richard, und dann wieder zurück zu ihr.

»Was gibt es, Hank?«

»Ärger, Fräulein Sanderholt.«

»Im Augenblick habe ich mit meinem eigenen Ärger genug zu tun. Könnt ihr das Brot nicht ohne mich dort aus dem Ofen holen?«

Er nickte hastig. »Doch, Fräulein Sanderholt. Aber bei diesem Ärger geht es um«, er starrte hasserfüllt auf den stinkenden Mriswith-Kadaver neben sich, »um diese Wesen.«

Richard richtete sich auf. »Was ist mit ihnen?«

Hank warf einen Blick auf das Schwert an seiner Hüfte, dann wandte er die Augen ab. »Ich glaube, es war ...« Als er den Kopf hob und Gratch ansah und dieser lächelte, verschlug es dem Mann die Stimme.

»Sieh mich an, Hank.« Richard wartete, bis er gehorchte. »Der Gar wird dir nichts tun. Diese Wesen heißen Mriswith, Gratch und ich haben sie getötet. Jetzt erzähl mir von dem Ärger.«

Er wischte sich die Handflächen an seiner wollenen Hose ab. »Ich habe mir ihre Messer angesehen. Offenbar sind sie es gewesen.« Sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich. »Es geht das Gerücht, dass jeden Augenblick eine Panik ausbrechen kann. Menschen wurden ermordet. Die Sache ist, niemand hat gesehen, wie. Den Opfern wurden mit einem dreiklingigen Gegenstand die Bäuche aufgeschlitzt.«

Richard stöhnte gequält auf und fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. »Das ist die Art, wie Mriswiths töten – sie weiden ihre Opfer aus, und man sieht sie nicht einmal kommen. Wo wurden diese Leute umgebracht?«

»Überall in der Stadt, alle ungefähr zur selben Zeit, gleich beim ersten Morgenlicht. Nach dem, was ich gehört habe, müssen es wohl mehrere Täter gewesen sein. Nach der Anzahl dieser Mriswith-Wesen zu schließen, habe ich wohl recht damit. Die Toten markieren ihre Wege, die wie Speichen eines Wagenrades alle hierherführen.

Sie haben getötet, wer immer ihnen im Weg stand: Männer, Frauen, sogar Pferde. Unter den Soldaten ist Unruhe ausgebrochen, denn es hat auch ein paar von ihnen erwischt, und die übrigen sind offenbar der Ansicht, dass es sich um eine Art

Angriff handelt. Eines dieser Mriswith-Wesen ist mitten durch eine Menschenmenge gezogen, die sich auf der Straße versammelt hatte. Der Bastard hat sich nicht die Mühe gemacht, sie zu umgehen, sondern sich einen Weg durch ihre Mitte freigeschlagen.« Hank warf einen besorgten Blick auf Fräulein Sanderholt. »Einer ist durch den Palast gezogen. Hat eine Magd, zwei Wachen und Jocelyn umgebracht.«

Fräulein Sanderholt erschrak und schlug sich die bandagierte Hand vor den Mund. Sie schloss die Augen und sprach leise ein Gebet.

»Tut mir leid, Fräulein Sanderholt, aber ich denke, Jocelyn hat nicht gelitten. Ich war sofort bei ihr, und da war sie schon tot.«

»Sonst noch jemand vom Küchenpersonal?«

»Nur Jocelyn. Sie war wegen einer Besorgung unterwegs und nicht in der Küche.«

Gratch betrachtete Richard stumm, der seinerseits hinauf zu den Bergen blickte, zu den steinernen Mauern. Der Schnee darüber leuchtete rosa im Licht der Dämmerung. Er schürzte verzweifelt die Lippen und ließ den Blick erneut über die Stadt schweifen, während ihm die Galle in die Kehle stieg.

»Hank.«

»Sir?«

Richard drehte sich wieder um. »Ich möchte, dass du ein paar Männer zusammenholst. Tragt die Mriswiths zur Vorderseite des Palastes und reiht sie vor dem Haupteingang auf. Tut es jetzt gleich, bevor sie hartgefroren sind.« Seine Kiefermuskeln standen hervor, als er die Zähne aufeinanderbiss. »Steckt die Köpfe auf Spieße. Reiht sie sauber und ordentlich zu beiden Seiten auf, sodass jeder, der den Palast betritt, zwischen ihnen hindurchmuss.«

Hank räusperte sich, als wollte er protestieren, doch dann fiel sein Blick auf das Schwert an Richards Seite, und stattdessen

sagte er: »Sofort, Sir.« Er neigte kurz den Kopf vor Fräulein Sanderholt und eilte zum Palast, um Hilfe zu holen.

»Die Mriswiths besitzen zweifellos Magie. Vielleicht hält die Angst davor die D'Haraner für eine Weile vom Palast fern.«

Ihre Stirn war von Sorgenfalten zerfurcht. »Richard, diese Wesen besitzen, wie Ihr sagt, ganz offenbar Magie. Kann jemand außer Euch diese Schlangemenschen sehen, wenn sie sich anschleichen und dabei die Farbe verändern?«

Richard schüttelte den Kopf. »Nach dem, was man mir erzählt hat, kann nur meine einzigartige Magie sie erspüren. Aber offensichtlich hat auch Gratch diese Fähigkeit.«

»Die Imperiale Ordnung predigt, Magie sei böse, und auch jene, die sie besitzen. Was, wenn dieser Traumwandler die Mriswiths geschickt hat, um die zu töten, die Magie haben?«

»Durchaus möglich. Worauf wollt Ihr hinaus?«

Sie betrachtete ihn eine Weile mit ernster Miene. »Euer Großvater, Zedd, besitzt Magie, ebenso wie Kahlan.«

Er bekam eine Gänsehaut, als er hörte, wie sie seine Befürchtungen laut aussprach. »Ich weiß. Aber vielleicht habe ich eine Idee. Jetzt muss ich mich erst mal um das kümmern, was hier vor sich geht, um die Imperiale Ordnung.«

»Was wollt Ihr denn damit erreichen?« Sie holte tief Luft und mäßigte ihren Tonfall. »Ich will Euch nicht kränken, Richard. Ihr besitzt zwar die Gabe, aber Ihr wisst nicht, wie man sie anwendet. Ihr seid kein Zauberer, Ihr könnt hier nicht helfen. Flieht, solange Ihr noch könnt.«

»Wohin denn! Wenn die Mriswiths mich hier erwischen können, dann können sie das überall. Es gibt keinen Ort, an dem man sich lange verstecken kann.« Er sah zur Seite und spürte, wie sein Gesicht heiß wurde. »Ich weiß selbst, dass ich kein Zauberer bin.«

»Aber was ...«

Er warf ihr einen wütenden, raubvogelhaften Blick zu. »Kahlan hat die Midlands als Mutter Konfessor im Namen der Midlands in den Krieg gegen die Imperiale Ordnung und gegen deren Tyrannei geführt. Die Imperiale Ordnung beabsichtigt, alle Magie auszumerzen und alle Menschen zu unterwerfen. Wenn wir nicht kämpfen und alle Menschen befreien sowie alle, die Magie besitzen, werden wir entweder ermordet oder versklavt. Es kann erst dann Frieden geben – sei es für die Midlands oder für jedes andere freie Land oder Volk –, wenn die Imperiale Ordnung vernichtet ist.«

»Es sind zu viele, Richard. Was glaubt Ihr denn allein erreichen zu können?«

Er war es leid, überrascht zu werden und nicht zu wissen, was ihn als Nächstes erwartete. Er war es leid, als Gefangener gehalten, gefoltert, ausgebildet, angelogen zu werden. Mit ansehen zu müssen, wie hilflose Menschen dahingemetzelt wurden. Er musste etwas tun.

Er war zwar kein guter Zauberer, aber er kannte einen. Zedd war nur wenige Wochen in Richtung Südwesten entfernt. Zedd würde verstehen, dass Aydindril von der Imperialen Ordnung befreit und die Burg der Zauberer beschützt werden musste. Wenn die Imperiale Ordnung diese Magie zerstörte, ginge sie dann nicht – womöglich für alle Zeiten – verloren?

Wenn es sein musste, gab es noch andere – im Palast der Propheten in der Alten Welt –, die vielleicht bereit und in der Lage waren zu helfen. Warren war sein Freund, und obwohl seine Ausbildung noch nicht abgeschlossen war, war er ein Zauberer und kannte sich mit Magie aus. Jedenfalls besser als Richard.

Auch Schwester Verna würde ihm helfen. Die Schwestern waren ebenfalls Magierinnen und besaßen die Gabe, auch wenn sie nicht so mächtig waren wie ein Zauberer. Allerdings traute er außer Schwester Verna keiner von ihnen. Nun, vielleicht auch

Prälatin Annalina. Es gefiel ihm nicht, dass sie ihm Informationen vorenthielt und die Wahrheit nach Bedarf zurechtbog, doch das machte sie nicht aus Böswilligkeit – was sie getan hatte, war allein aus Sorge um die Lebenden geschehen. Ja, Ann würde ihm vielleicht helfen.

Und dann war da noch Nathan, der Prophet. Nathan, der den größten Teil seines Lebens unter dem Bann des Palastes gelebt hatte, war an die tausend Jahre alt. Was dieser Mann wusste, überstieg Richards Fassungsvermögen. Er hatte gewusst, dass Richard ein Kriegerzauberer war, der erste, der seit Tausenden von Jahren geboren worden war, und er hatte ihm geholfen, die Bedeutung dessen zu verstehen und zu akzeptieren. Nathan hatte ihm schon einmal geholfen, und Richard war ziemlich sicher, er würde ihm noch einmal helfen. Nathan war ein Rahl, Richards Vorfahr.

Verzweifelte Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf. »Der Aggressor stellt die Regeln auf. Ich muss sie irgendwie verändern.«

»Was werdet Ihr tun?«

Richard blickte voller Zorn zur Stadt hinüber. »Ich muss etwas tun, was sie nicht erwarten.« Er fuhr mit seinen Fingern über den erhabenen Golddraht, der das Wort *WAHRHEIT* auf dem Heft seines Schwertes bildete, und zur selben Zeit spürte er dessen wutschäumende Magie. »Ich trage das Schwert der Wahrheit, das mir von einem echten Zauberer verliehen wurde. Ich habe eine Pflicht. Ich bin der Sucher.« Im Taumel des gärenden Zornes, der hochkam, sobald er an die von den Mriswiths ermordeten Menschen dachte, sagte er leise zu sich selbst: »Ich schwöre, ich werde diesem Traumwandler Albträume bereiten.«

4. KAPITEL

»Meine Arme kribbeln wie Ameisen«, beklagte sich Lunetta.
»Hier ist sie mächtig.«

Tobias Brogan warf einen flüchtigen Blick über die Schulter. Fetzen und Flicker zerrissenen, ausgebleichten Stoffes flatterten im schwachen Licht, als Lunetta sich kratzte. Inmitten der Reihen schmucker Soldaten in ihren blinkenden Rüstungen und den mit karminroten Capes drapierten Kettenhemden wirkte sie, wie sie gedrunken und gebeugt auf dem Pferd saß, als schaute sie unter einem Haufen Lumpen hervor. Ihre feisten Wangen bekamen Grübchen, während sie zahnlos feixend in sich hineinkicherte.

Brogan verzog angewidert den Mund, wandte sich ab und bändigte seinen drahtigen Schnäuzer, derweil sein Blick noch einmal über die Burg der Zauberer an der Bergflanke wanderte. Die dunkelgrauen Steinmauern fingen die ersten schwachen Strahlen der Wintersonne ein, die den Schnee auf den höher gelegenen Hängen rötlich färbte. Sein Mund zog sich noch fester zusammen.

»Magie, ich sag es Euch, mein Lord General«, beharrte Lunetta. »Hier gibt es Magie. Mächtige Magie.« Sie plapperte weiter, beschwerte sich murrend darüber. Wie kalt es sie deswegen überlief.

»Sei still, alte Hexe. Nicht einmal ein Narr wäre auf dein unheimliches Talent angewiesen, um zu bemerken, dass

Aydindril über und über mit dem Makel der Magie behaftet ist.«

Ihre wilden Augen funkelten gefährlich unter den fleischigen Brauen hervor. »Dies ist anders als alles, was Ihr bisher gesehen habt«, sagte sie mit einer Stimme, die zu dünn war für ihre übrige Gestalt. »Anders als alles, was ich je zuvor gespürt habe. Und im Südwesten ist sie auch nicht, bloß hier.« Sie kratzte den Unterarm heftiger und lachte erneut schnatternd.

Brogan betrachtete finsternen Blicks die Menschenmassen, die die Straße hinuntereilten, dann musterte er kritisch die exquisiten Paläste, die die breite Durchgangsstraße säumten, die, wie man ihn unterrichtet hatte, Königsstraße hieß. Die Paläste sollten den Betrachter mit dem Reichtum, der Macht und dem Charakter der Menschen beeindrucken, die sie repräsentierten. Sämtliche Gebäude warben mit hoch aufragenden Säulen, reichen Verzierungen, weiten Fensterflächen, weit geschwungenen Dächern und verziertem Gebälk um Aufmerksamkeit. Für Tobias Brogan waren sie nicht mehr als steinerne Pfaue: protzig zur Schau gestellte Verschwendung, wie er sie noch nie gesehen hatte.

Auf einer fernen Anhöhe lag der weitläufige Palast der Konfessoren, dessen steinerne Säulen und Türme auf der eleganten Königsstraße ihresgleichen suchten, und der irgendwie noch weißer war als der Schnee, der ihn umgab – so, als wollte er die Ruchlosigkeit seiner Existenz hinter einer Illusion der Reinheit verbergen. Starren Blicks erkundete Brogan die geheimen Winkel dieser Heimstatt der Gottlosigkeit, dieses Heiligtums der Macht der Magie über die Frommen, während seine knochigen Finger zärtlich über den ledernen Trophäenbeutel an seinem Gürtel strichen.

»Mein Lord General«, bedrängte ihn Lunetta und beugte sich vor, »habt Ihr gehört, was ich gesagt habe?«

Brogan drehte sich um, seine gewichsten Stiefel rieben in der Kälte knarzend am Gurt des Steigbügels. »Galtero!«

Augen wie schwarzes Eis leuchteten hervor unter dem Rand eines polierten Helms mit einem Helmbusch, den man karminrot gefärbt hatte, passend zu den Capes der Soldaten. Die Zügel locker in einer behandschuhten Hand haltend, bewegte er sich im Sattel mit der fließenden Eleganz eines Berglöwen. »Lord General?«

»Sollte meine Schwester nicht den Mund halten können, wenn man es ihr befiehlt« – er warf ihr einen wütenden Blick zu –, »dann knebelt sie.«

Lunetta blickte kurz nervös zu dem breitschultrigen Mann hinüber, der neben ihr ritt, sah die polierte Rüstung mitsamt Kettenhemd, seine scharf geschliffenen Waffen. Sie öffnete den Mund und wollte protestieren, doch als ihr Blick auf diese eiskalten Augen fiel, schloss sie ihn wieder und kratzte sich stattdessen an den Armen. »Vergebt mir, Lord General Brogan«, murmelte sie und verneigte den Kopf ehrerbietig vor ihrem Bruder.

Galtero trieb sein Pferd mit einem aggressiven Ausfallschritt näher an Lunetta heran, sodass sein kraftvoller grauer Wallach ihre braune Mähre rempelte. »Sei still, *streganicha*.«

Ihre Wangen erröteten ob der Beleidigung, und einen Augenblick lang blitzten ihre Augen bedrohlich auf, doch ebenso schnell war es wieder vorbei, und sie schien unter ihren abgerissenen Lumpen zu erschlaffen, während sie unterwürfig den Blick senkte.

»Ich bin keine Hexe«, sagte sie leise bei sich.

Eine hochgezogene Braue über einem kalten Auge bewirkte, dass sie noch weiter in sich zusammensank und endgültig verstummte.

Galtero war ein guter Soldat. Der Umstand, dass Lunetta Lord General Brogans Schwester war, hätte keinerlei Bedeutung, wenn der Befehl erteilt würde. Sie war eine *streganicha*, eine mit dem Makel des Bösen Behaftete. Auf ein Wort hin würde

Galtero oder irgendein anderer der Männer ihr Lebensblut vergießen, ohne einen Augenblick zu zögern oder Mitleid zu empfinden.

Dass sie Brogans Verwandte war, nahm ihn nur noch härter in die Pflicht. Sie war eine ständige Mahnung daran, dass der Hüter jederzeit zum Schlag gegen die Gerechten ausholen und selbst die edelsten Familien verderben konnte.

Sieben Jahre nach Lunettas Geburt hatte der Schöpfer diese Ungerechtigkeit des Hüters ausgeglichen, und Tobias war geboren worden. Doch ihrer Mutter, die längst dem Wahn verfallen war, hatte dies nicht mehr geholfen. Seit seinem achten Lebensjahr, nachdem der schlechte Ruf seinen Vater vorzeitig ins Grab getrieben und seine Mutter es sich endgültig und vollkommen am Busen des Wahns behaglich gemacht hatte, lastete auf Tobias die Pflicht, die Gabe zu kontrollieren, die von seiner Schwester Besitz ergriffen hatte, damit diese sie nicht ganz beherrschte. In diesem Alter hatte Lunetta ihn abgöttisch geliebt, und er hatte diese Liebe dazu benutzt, sie davon zu überzeugen, nur auf die Wünsche des Schöpfers zu hören. Er hatte sie zu anständiger Lebensführung angeleitet, so wie es die Männer aus dem Kreis des Königs ihm beigebracht hatten. Lunetta hatte immer Führung gebraucht, sie sogar bereitwillig angenommen. Sie war eine hilflose Seele, gefangen in einem Fluch, der ihre Fähigkeit und ihre Kraft überstieg, ihn abzulegen und ihm zu entfliehen.

Dank unbarmherziger Anstrengungen war es ihm gelungen, die Schande zu tilgen, dass jemand mit der Gabe in seine Familie hineingeboren worden war. Es hatte ihn den größten Teil seines Lebens gekostet, doch Tobias hatte seinem Familiennamen die Ehre zurückgegeben. Er hatte es allen gezeigt – er hatte die Schande zu seinen Gunsten umgemünzt und war der Erhabenste unter den Erhabenen geworden.

Tobias Brogan liebte seine Schwester – liebte sie so sehr, dass er ihr, wenn nötig, eigenhändig die Kehle durchschneiden

würde, um sie aus den Fängen des Hüters, von der Folter des Makels, zu befreien, sollte sie jemals seiner Kontrolle entgleiten. Sie würde nur leben, solange sie von Nutzen war, nur solange sie ihnen dabei half, das Böse mit der Wurzel auszureißen, die Verderbten mit Stumpf und Stiel auszumerzen.

Ihm war bewusst, sie machte nicht viel her, eingehüllt in Fetzen bunten Tuches – aber das war das Einzige, was ihr Freude machte und dafür sorgte, dass sie zufrieden blieb: wenn man sie mit unterschiedlichen Farben, ihren »hübschen Sachen«, wie sie sie nannte, drapierte –, der Hüter dagegen hatte Lunetta mit einem außergewöhnlichen Talent und einer außergewöhnlichen Macht ausgestattet. Dank zäher Bemühungen hatte Tobias sie davon befreit.

Dies war der schwache Punkt der Schöpfung des Hüters – der schwache Punkt in allem, was der Hüter schuf: Es ließ sich von den Frommen als Werkzeug benutzen, wenn sie nur klug genug waren. Der Schöpfer stellte immer Waffen bereit, um die Gottlosigkeit zu bekämpfen, man brauchte nur nach ihnen zu suchen und die Weisheit, ja Kühnheit besitzen, sie zu benutzen. Das war es, was ihn an der Imperialen Ordnung beeindruckte – dort war man schlau genug, dies zu begreifen, und wendig genug, die Magie als Werkzeug einzusetzen, um Gottlosigkeit aufzuspüren und diese zu vernichten.

Wie er, so benutzte auch die Imperiale Ordnung die *streganicha*, und offenbar schätzte man sie und vertraute ihnen. Doch ihm gefiel nicht, dass man ihnen zugestand, frei und unbewacht herumzulaufen, um Informationen und Vorschläge zu beschaffen. Sollten sie sich allerdings jemals gegen die Sache wenden, nun, Lunetta war stets in seiner Nähe.

Trotzdem behagte es ihm nicht, dem Bösen so nahe zu sein. Es widerte ihn an, Schwester oder nicht.

Es dämmerte gerade, und die Straßen waren bereits dicht von Menschen bevölkert. Zudem gab es eine große Anzahl von

Soldaten verschiedener Länder, die jeweils auf dem Gelände ihres Palastes patrouillierten, sowie andere, meist D'Haraner, die in der Stadt Streife gingen. Viele der Soldaten wirkten nervös, so als erwarteten sie jeden Augenblick einen Angriff. Man hatte Brogan versichert, es wäre alles unter Kontrolle. Da er nie etwas ohne genauere Prüfung glaubte, hatte er am Abend zuvor seine eigenen Patrouillen ausgesandt, und sie hatten ihm bestätigt, dass nirgendwo in der Nähe von Aydindril Rebellen aus den Midlands zu finden waren.

Brogan zog es stets vor einzutreffen, wenn man am allerwenigsten mit ihm rechnete, und in größerer Zahl einzutreffen, als man erwartete – nur für den Fall, dass er die Dinge selbst in die Hand nehmen musste. Er hatte einen vollen Verband – fünfhundert Mann – mit in die Stadt gebracht, sollte sich jedoch herausstellen, dass es Ärger gab, konnte er immer seine Hauptstreitmacht nach Aydindril holen. Seine Hauptstreitmacht hatte sich als vollauf fähig erwiesen, jede Rebellion niederzuwerfen.

Wären die D'Haraner keine Verbündeten, ihre große Zahl hätte ihn alarmieren müssen. Brogan hatte zwar ein wohl begründetes Vertrauen in das Können seiner Männer, doch nur die Eitlen kämpften Schlachten, wenn die Chancen ausgeglichen standen, und schon gar nicht gegen eine große Übermacht. Die Eitlen fanden in den Augen des Schöpfers keine freundliche Beachtung.

Tobias hob eine Hand und ließ die Pferde langsamer gehen, damit sie nicht eine Schwadron d'haranischer Fußsoldaten niedertrampelten, die den Weg der Kolonne kreuzte. Er hielt es für unglücklich, dass sie, aufgefächert in einer Schlachtformation, die seinem fliegenden Keil ähnelte, die Hauptdurchgangsstraße überquerten, aber vielleicht waren die D'Haraner, denen man den Auftrag gegeben hatte, in der eroberten Stadt zu patrouillieren, dazu gezwungen, Straßenräubern und Taschendieben ihre Macht zu demonstrieren.

Die D'Haraner, die Waffen gezogen und sichtlich bei schlechter Stimmung, beäugten die Kavalleriekolonnen, als würden sie nach Anzeichen für eine Bedrohung Ausschau halten. Brogan fand es recht eigenartig, dass sie ihre Waffen nicht in der Scheide trugen. Eine vorsichtige Truppe, diese D'Haraner.

Was sie sahen, schien sie nicht zu beunruhigen, und so gingen sie im selben Tempo weiter. Brogan schmunzelte – unbedeutendere Männer als sie hätten einen Schritt zugelegt. Ihre Waffen, größtenteils Schwerter oder Streitäxte, waren weder verziert noch kunstvoll, und das allein verlieh ihnen ein umso eindrucksvolleres Aussehen. Es waren Waffen, die getragen wurden, weil sie sich als wirkungsvoll erwiesen hatten, und nicht, um damit anzugeben.

Obwohl zahlenmäßig gut um das Zwanzigfache unterlegen, betrachteten die Männer in dunklem Leder und Kettenhemden all das blank geputzte Metall ohne großes Interesse: Glanz und Präzision stellten oft nichts anderes als Eitelkeit zur Schau, und wenn sich in diesem Fall darin Brogans Disziplin widerspiegelte und seine tödliche Liebe zum Detail verriet, so wussten die D'Haraner dies vermutlich nicht. Wo er und seine Soldaten besser bekannt waren, genügte der Anblick ihrer karminroten Capes, um starke Männer erbleichen zu lassen, und das Funkeln ihrer blankgeputzten Rüstungen reichte, um einen Feind in die Flucht zu schlagen.

Als sie, von Nicobarese kommend, das Rang'Shada-Gebirge überquert hatten, war Brogan auf eine der Armeen der Imperialen Ordnung gestoßen, die aus Soldaten vieler Nationen, größtenteils jedoch D'Haranern, bestand. Der General der D'Haraner, Briggs, der seinen Rat aufmerksam und interessiert angenommen hatte, hatte ihn zutiefst beeindruckt. Und zwar so sehr, dass er einen Teil seiner Truppen bei ihm zurückgelassen hatte, um bei der Eroberung der Midlands zu helfen. Die Imperiale Ordnung war auf dem Weg in die heidnische Stadt

Ebinissia, dem Sitz der Krone von Galea, gewesen, um sie zu unterwerfen. Wenn der Schöpfer ihnen wohlgesonnen war, dann hatten sie Erfolg gehabt.

Brogan hatte erfahren, dass die D'Haraner nicht viel von Magie hielten, und das hatte ihm gefallen. Dass sie Magie darüber hinaus fürchteten, empörte ihn. Magie war der Zutritt des Hüters in die Welt des Menschen. Den Schöpfer musste man fürchten. Magie, die Hexenkunst des Hüters, musste man vernichten. Bis zum Niederreißen der Grenze im vergangenen Frühjahr war D'Hara über Generationen von den Midlands abgeriegelt gewesen, D'Hara und sein Volk waren für Brogan zu großen Teilen noch immer etwas Unbekanntes, ein weites, neues Gebiet, das nach Erleuchtung und möglicherweise nach Läuterung verlangte.

Darken Rahl, der Führer D'Haras, hatte die Grenze zu Fall gebracht und dadurch seinen Truppen ermöglicht, die Midlands im Sturm zu erobern und unter anderem auch Aydindril einzunehmen. Hätte er sich mehr auf die Angelegenheiten der Menschen beschränkt, wäre es Rahl vielleicht gelungen, die gesamten Midlands in seine Gewalt zu bringen, bevor man dort Armeen gegen ihn aufstellen konnte. Doch er war mehr daran interessiert gewesen, Magie zu betreiben, und das hatte seinen Untergang zur Folge gehabt. Nach Darken Rahls Tod, nach seiner Ermordung durch einen Bewerber für den Thron, wie man Brogan erzählt hatte, hatten sich die d'haranischen Truppen der Imperialen Ordnung und ihren Zielen angeschlossen.

Für die alte, sterbende Religion, genannt Magie, war kein Platz mehr in der Welt. Jetzt herrschte die Imperiale Ordnung, und der Ruhm des Schöpfers würde dem Menschen den Weg weisen. Tobias Brogans Gebete waren erhört worden. Jeden Tag dankte er dem Schöpfer, dass er ihn in diesen Zeiten leben ließ und er mittendrin dabei sein durfte. Er konnte sehen, wie die Blasphemie der Magie besiegt wurde, und er konnte die Recht-

schaffenen in die letzte Schlacht führen. Hier wurde Geschichte gemacht, und er war ein Teil davon.

Tatsächlich: Erst kürzlich war der Schöpfer Tobias im Traum erschienen und hatte ihm gesagt, wie sehr ihn seine Bemühungen erfreuten. Seinen Männern gegenüber verschwieg er dies, man hätte ihn für vermessen halten können. Durch den Schöpfer geehrt zu werden war Lohn genug. Natürlich hatte er Lu-netta davon erzählt und ihr damit große Ehrfurcht eingeflößt. Schließlich geschah es nicht oft, dass der Schöpfer beschloss, direkt zu einem seiner Kinder zu sprechen.

Brogan gab seinem Pferd einen festen Schenkeldruck, um wieder Tempo zuzulegen, während er beobachtete, wie die D'Haraner in einer Seitenstraße weiterzogen. Keiner von ihnen drehte sich um und sah nach, ob sie verfolgt oder angegriffen wurden, aber nur ein Narr hätte dies für Selbstgefälligkeit gehalten – und Brogan war kein Narr. Die Menge teilte sich, um die Kolonne durchzulassen, und machte ihr weiträumig Platz, als sie weiterritt, die Königsstraße hinunter. Brogan erkannte einige Soldatenuniformen vor den verschiedenen Palästen wieder: Sandarier, Jarier und Keltonier. Galeaner sah er keine – offenbar hatte die Imperiale Ordnung in Ebinissia, dem Sitz der Krone von Galea, gute Arbeit geleistet.

Schließlich entdeckte Brogan Truppen aus seiner Heimat. Mit einer ungeduldigen Handbewegung winkte er eine Gruppe heran. Mit blühenden Capes, die karminrot verkündeten, wer sie waren, stürmten sie vorbei an den Schwerträgern, an den Lanzenträgern, an den Standartenträgern und schließlich an Brogan. Unter dem Lärm eiserner Hufe auf Straßenpflaster stürmten die Reiter geradewegs die weiten Stufen des nicobaresischen Palastes hinauf. Das Gebäude war so protzig wie alle anderen auch, mit seinen sich verjüngenden, gekehnten Säulen aus seltenem, weiß gemasertem braunem Marmor, einem schwer zu findenden Stein, den man in den Bergen im Osten

von Nicobarese gebrochen hatte. Diese Verschwendungssucht ärgerte ihn.

Die regulären Soldaten, die den Palast bewachten, taumelten beim Anblick der berittenen Männer zurück und rissen die Hände erschrocken zum Salut hoch. Die Gruppe der Reiter drängte sie weiter nach hinten und öffnete so einen breiten Durchgang für den Lord General.

Oben auf der Treppe, zwischen Statuen aus sich aufbäumenden Hengsten aus lederbraunem Stein, stieg Brogan ab. Er warf die Zügel einem aschfahlen Mann der Palastwache zu, blickte lächelnd hinaus auf die Stadt, die Augen auf den Palast der Konfessoren geheftet. Heute war Tobias Brogan bei guter Laune. In letzter Zeit wurde das immer seltener. Er sog die frische Luft tief in sich hinein: es war der Morgen eines neuen Tages.

Der Mann, der seine Zügel übernommen hatte, verbeugte sich, als Brogan sich wieder umdrehte. »Lang lebe der König.«

Brogan richtete sein Cape. »Das kommt ein wenig spät.«

Der Mann räusperte sich, nahm seinen Mut zusammen. »Sir?«

»Der König«, sagte Brogan und strich seinen Schnäuzer glatt, »hat sich als ein ganz anderer herausgestellt, als wir alle, die wir ihn liebten, dachten. Man hat ihn für seine Sünden verbrannt. Und jetzt kümmer dich um mein Pferd.« Er winkte einen anderen Posten herbei. »Du – lauf zum Koch und sage ihm, ich habe Hunger. Ich mag es nicht, wenn man mich warten lässt.«

Der Posten zog sich unter Verbeugungen zurück, während Brogan zu dem Mann hinauf sah, der noch immer hoch zu Roß saß. »Galtero.« Der Mann lenkte sein Pferd näher heran, sein karminrotes Cape hing schlaff in der stillen Luft. »Nehmt die Hälfte der Männer und bringt sie zu mir. Ich werde frühstücken und dann das Urteil über sie fällen.«

Sanft strich er mit seinen knöchigen Fingern gedankenverloren über das Kästchen an seinem Gürtel. Bald würde er die Trophäe aller Trophäen in seine Sammlung aufnehmen. Er lächelte grimmig bei dem Gedanken. Die Ehre der moralischen Wiedergutmachung würde ihm zufallen.

»Lunetta.« Sie sah starren Blicks zum Palast der Konfessoren hinüber, die winzigen Flicker zerlumpte Tuches fest um sich gerafft, während sie träge an den Armen kratzte. »Lunetta!«

Sie zuckte zusammen, endlich hatte sie ihn gehört. »Ja, Lord General?«

Er warf sein karminrotes Cape nach hinten über seine Schulter und zog die Schärpe, die seinen Rang verkündete, gerade. »Komm, frühstücke mit mir. Wir werden uns unterhalten. Ich erzähle dir von dem Traum, den ich letzte Nacht hatte.«

Sie riss aufgeregt die Augen auf. »Schon wieder ein Traum, mein Lord General? Ja, ich möchte wirklich gerne davon hören. Ihr erweist mir eine Ehre.«

»Allerdings.« Sie folgte ihm in den nicobaresischen Palast, als er durch die hohen, messingbeschlagenen Doppeltüren schritt. »Wir haben verschiedene Dinge zu besprechen. Du wirst aufmerksam zuhören, nicht wahr, Lunetta?«

Sie folgte ihm schlurfend auf den Fersen. »Ja, mein Lord General. Immer.«

An einem Fenster mit einem schweren blauen Vorhang blieb er stehen. Er zog sein Uniformmesser und schnitt an der Seite ein großes Stück ab, darunter auch einen Streifen der Bordüre mit goldenen Quasten. Lunetta fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, wiegte sich hin und her, verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen und wartete.

Brogan lächelte. »Etwas Hübsches für dich, Lunetta.«

Sie riss es mit glänzenden Augen aufgeregt an sich, hielt es mal hier-, mal dorthin und suchte nach der Stelle, wo sie es am

besten zu den anderen stecken konnte. Vor Wonne jauchzte sie. »Danke, Lord General. Es ist wunderschön.«

Er marschierte davon, und Lunetta musste sich sputen, um mit ihm Schritt zu halten. Porträts von Angehörigen des Königshauses hingen vor der kostbaren Täfelung, und unter den Füßen erstreckten sich bis in die Ferne kostbare Teppiche. Mit Blattgold verzierte Türrahmen fassten zu beiden Seiten oben abgerundete Türen ein. Das Karminrot seines Umhangs blitzte in Spiegeln mit goldenen Rahmen auf.

Ein Diener in braunweißer Livree betrat unter Verbeugungen den Gang und deutete mit ausgestrecktem Arm in die Richtung des Speisesaales, bevor er sich hastig zurückzog, sich alle paar Schritte verbeugend und mit Seitenblicken vergewissernd, dass er allem Unheil aus dem Wege ging.

Tobias Brogan war kein Mann, der einem mit seiner Größe Furcht einflößte, doch die Diener, die Bediensteten, die Palastwache und halb angezogenen Beamten, die in die Halle stürmten, um zu sehen, was all die Aufregung verursacht hatte, erbleichten, als sie ihn erblickten – den Lord General höchstpersönlich, den Mann, der den Lebensborn aus dem Schoß der Kirche befehligte.

Auf sein Wort hin wurden Verderbte für ihre Sünden verbrannt, ob es Bettler waren oder Soldaten, Lords oder Ladys – oder sogar Könige.

5. KAPITEL

Schwester Verna stand wie erstarrt vor den Flammen, aus deren Tiefe sich flüchtige Wirbel glitzernder Farben und schimmernder Strahlen voller schwankender Bewegungen lösten, Fingern gleich, die sich im Tanz verdrehten, die Luft ansoffen, die im Vorüberziehen an ihren Kleidern riss, und die eine Hitze abstrahlten, die sie alle zurückgetrieben hätte, wären ihre Schilde nicht gewesen. Die riesige, blutrote Sonne stand halb aufgegangen über dem Horizont und nahm den Flammen, die die Leichen aufgezehrt hatten, endlich ein wenig von ihrem grellen Schein. Einige der Schwestern in ihrer Nähe schluchzten leise.

Wohl über einhundert Jungen und junge Männer standen um das Feuer, und doppelt so viele Schwestern des Lichts und Novizinnen standen dort, umringt von ihrem Kreis. Bis auf eine Schwester und einen jungen Mann, die symbolisch den Palast bewachten und natürlich jene Schwester, die verrückt geworden war und die man zu ihrem eigenen Besten in eine leere, abgeschirmte Zelle gesperrt hatte, standen sie alle auf dem Hügel oberhalb von Tanimura und sahen zu, wie die Flammen gen Himmel schlugen. Und trotz der Gegenwart so vieler Menschen wurde jeder Einzelne von einer unergründlichen Einsamkeit ergriffen und stand zurückgezogen da, in sich gekehrt und ins Gebet vertieft. Wie vorgeschrieben, sprach während des Begräbnisrituals niemand ein Wort.

Schwester Verna schmerzte der Rücken, denn sie hatte die ganze Nacht über Totenwache gehalten. Sie alle hatten die Stunden der Dunkelheit hindurch dort gestanden und gebetet, hatten den gemeinsamen Schild über den Toten als symbolischen Schutz für die Verehrten aufrechterhalten. Wenigstens waren sie für eine Zeit von dem unaufhörlichen Getrommel unten in der Stadt fortgekommen.

Beim ersten Licht hatte man den Schild fallen lassen, und jede Schwester hatte einen Strom ihres Han in den Scheiterhaufen geschickt und ihn damit entzündet. Feuer, gespeist von Magie, war durch die aufgeschichteten Scheite emporgeschossen und durch die beiden fest umhüllten Körper – der eine klein und gedrungen, der andere hochgewachsen und kräftig gebaut – und hatte ein Inferno göttlicher Macht entfaltet.

Sie hatten in den Gewölben nach Unterweisung suchen müssen, denn kein Lebender hatte je an dieser Zeremonie teilgenommen. Seit fast achthundert Jahren war sie nicht mehr durchgeführt worden – seit siebenhunderteinundneunzig, um genau zu sein – als zum letzten Mal eine Prälatin gestorben war.

Wie sie aus den alten Büchern erfahren hatten, stand es allein der Prälatin zu, dass man ihre Seele in einem geheiligten Begräbnisritual der Obhut des Schöpfers übergab. In diesem Fall jedoch hatten die Schwestern abgestimmt, um dem Einen, der so tapfer um ihre Errettung gekämpft hatte, dasselbe Privileg zu gewähren. In den Büchern hatte es geheißen, eine Ausnahme könne nur einstimmig bewilligt werden. Erhitzte Debatten waren nötig gewesen, um dies durchzusetzen.

Dem Brauch entsprechend, wurde der Strom des Han zurückgenommen, als die Sonne sich schließlich in ihrer vollen Größe über dem Horizont entfaltet hatte und das Feuer mit dem Licht des Schöpfers überflutete. Nachdem sie ihre Kraft zurückgerufen hatten, fiel der Scheiterhaufen in sich zusam-

men, und zurück blieb nur ein Haufen Asche und einige verkohlte Scheite, die den Ort der Zeremonie auf der Kuppe des grünen Hügels markierten. Rauch stieg kräuselnd in die Höhe und löste sich in der Stille des beginnenden Tages auf.

Gräulich weiße Asche – das war alles, was in der Welt der Lebenden von Prälatin Annalina und dem Propheten Nathan geblieben war. Es war vollbracht.

Wortlos entfernten sich die Schwestern, manche allein, andere legten tröstend einen Arm um die Schulter eines Jungen oder einer Novizin. Verlorenen Seelen gleich wanderten sie auf gewundenem Weg den Hügel hinab Richtung Stadt, zum Palast der Propheten, kehrten zurück in ein Zuhause ohne Mutter. Schwester Verna küsste ihren Ringfinger und überlegte, dass sie jetzt, da auch der Prophet tot war, wohl auch keinen Vater mehr hatten.

Sie faltete die Hände vor dem Bauch und sah gedankenverloren zu, wie die anderen in der Ferne verschwanden. Sie hatte keine Gelegenheit mehr gehabt, sich mit der Prälatin zu versöhnen, bevor diese starb. Die Frau hatte sie benutzt, hatte sie gedemütigt und zugelassen, dass man sie für die Erfüllung ihrer Pflicht und das Befolgen von Befehlen zurückgestuft hatte. Obwohl alle Schwestern dem Schöpfer ergeben waren und das Verhalten der Prälatin einem größeren Wohl gedient haben musste, schmerzte es, dass die Prälatin diese Treue ausgenutzt hatte. Sie war sich wie eine Närrin vorgekommen.

Prälatin Annalina war bei dem Angriff durch Schwester Ulicia, einer Schwester der Finsternis, verletzt worden und von da an nahezu drei Wochen bis zu ihrem Tod nicht mehr aus der Bewusstlosigkeit erwacht. Daher hatte Schwester Verna keine Gelegenheit mehr gehabt, mit ihr zu sprechen. Nathan allein hatte sich um die Prälatin gekümmert, hatte unermüdlich versucht, sie zu heilen, war schließlich aber gescheitert. Ein grausamer Schicksalsschlag, der auch ihn das Leben gekostet hatte.

Ihr war Nathan immer sehr vital vorgekommen, doch offenbar war die Belastung wohl zu groß gewesen, schließlich war er an die tausend Jahre alt. Vermutlich war er in den gut zwanzig Jahren gealtert, in denen sie fort gewesen war, nach Richard gesucht und ihn schließlich zum Palast gebracht hatte.

Schwester Verna musste lächeln, als sie an Richard dachte. Ihn vermisste sie ebenfalls. Er hatte sie bis an die Grenzen ihrer Geduld gereizt, doch auch er war ein Opfer der Pläne der Prälatin geworden, selbst wenn er das, was sie getan hatte, offenbar verstanden und akzeptiert und so keinen Groll gegen sie gehegt hatte.

Es versetzte ihr einen Stich ins Herz, wenn sie daran dachte, dass Richards Geliebte, Kahlan, dieser entsetzlichen Prophezeiung zufolge vermutlich umgekommen war. Sie hoffte, es sei nicht der Fall. Die Prälatin war eine resolute Frau gewesen und hatte die Ereignisse im Leben einer großen Zahl von Menschen aufeinander abgestimmt. Schwester Verna hoffte, dass dies wahrhaftig zum Wohl der Kinder des Schöpfers geschehen war und nicht einfach nur den persönlichen Zielen der Prälatin gedient hatte.

»Ihr seht verärgert aus, Schwester Verna.«

Sie drehte sich um und erblickte den jungen Warren, der seine Hände in dem jeweils anderen Silberbrokatärmel seines tiefvioletten Gewandes gesteckt hatte. Sie sah sich um und merkte, dass sie beide allein auf der Hügelkuppe geblieben waren. Die anderen waren längst gegangen.

»Vielleicht bin ich das auch, Warren.«

»Und worüber, Schwester?«

Sie strich sich den dunklen Rock mit den Händen an den Hüften glatt. »Vielleicht bin ich nur über mich selbst verärgert.« Sie zog ihr hellblaues Tuch zurecht und versuchte das Thema zu wechseln. »Du bist so jung, was deine Studien anbetrifft, meine ich, dass ich noch immer Schwierigkeiten habe,

mich daran zu gewöhnen, dich ohne deinen Rada'Han zu sehen.«

Als hätte sie ihn an etwas erinnert, fuhr er sich mit den Fingern über den Hals, über die Stelle, wo den größten Teil seines bisherigen Lebens der Halsring gesessen hatte. »Jung für die, die unter dem Bann des Palastes leben, vielleicht, aber wohl kaum für die Menschen in der Welt draußen – ich bin einhundertsevenundfünfzig, Schwester. Aber ich weiß es zu schätzen, dass Ihr mir den Halsring abgenommen habt.« Er löste seine Finger vom Hals und strich eine Strähne blondgelockten Haars zurück. »Es scheint, als sei die ganze Welt in den letzten paar Monaten auf den Kopf gestellt worden.«

Sie lachte stillvergnügt in sich hinein. »Ich vermisse Richard auch.«

Ein unbeschwertes Lächeln hellte seine Miene auf. »Wirklich? Es gibt nicht viele wie ihn, oder? Ich kann kaum glauben, dass es ihm gelungen ist, den Hüter daran zu hindern, aus der Unterwelt zu entkommen. Aber ganz sicher hat er den Geist seines Vaters aufgehalten und den Stein der Tränen an seinen rechtmäßigen Ort zurückgebracht, denn sonst wären wir alle von den Toten verschlungen worden. Um die Wahrheit zu sagen, ich war die ganze Wintersonnenwende über in kalten Schweiß gebadet.«

Schwester Verna nickte, so als wollte sie ihre Lauterkeit damit noch unterstreichen. »Offenbar sind die Dinge, die du geholfen hast ihm beizubringen, von Nutzen gewesen. Du hast deine Sache gut gemacht, Warren.« Sie betrachtete einen Augenblick lang prüfend sein sanftes Lächeln, dabei fiel ihr auf, wie wenig es sich über die Jahre verändert hatte. »Ich bin froh, dass du dich entschieden hast, noch eine Weile im Palast zu bleiben, obwohl man dir den Halsring abgenommen hat. So wie es aussieht, haben wir keinen Propheten.«

Er sah zu den Überresten des Feuers hinüber. »Den größ-

ten Teil meines Lebens habe ich in den Gewölben die Prophezeiungen studiert, und die ganze Zeit über wusste ich nicht, dass einige von einem lebenden Propheten oder gar von einem aus dem Palast selbst stammten. Ich wünschte, man hätte es mir gesagt. Ich wünschte, sie hätten mich mit ihm sprechen, mich etwas von ihm lernen lassen. Jetzt ist die Gelegenheit vertan.«

»Nathan war ein gefährlicher Mann, ein rätselhafter Mann, den keine von uns je voll verstehen, dem keine trauen konnte. Aber vielleicht war es falsch, dich daran zu hindern, ihn aufzusuchen. Du solltest wissen, dass die Schwestern es dir mit der Zeit, sobald du mehr Erfahrung gehabt hättest, erlaubt, wenn nicht sogar von dir verlangt hätten.«

Er sah zur Seite. »Aber jetzt ist die Gelegenheit vertan.«

»Warren, ich weiß, jetzt, da man dir den Halsring abgenommen hat, kannst du es kaum erwarten, hinaus in die Welt zu ziehen. Aber du hast gesagt, du hättest die Absicht, im Palast zu bleiben, wenigstens für eine Weile, um zu studieren. Im Augenblick ist der Palast ohne Propheten. Ich glaube, du solltest der Tatsache Rechnung tragen, dass deine Gabe sich auf diesem Gebiet sehr deutlich offenbart. Du könntest eines Tages ein Prophet werden.«

Ein sanfter Wind fuhr in seine Kleider, als er über die grünen Hügel hinüber zum Palast blickte. »Nicht nur meine Gabe, auch meine Interessen, meine Hoffnungen, hatten immer mit den Prophezeiungen zu tun. Erst in letzter Zeit habe ich angefangen, sie auf eine Weise zu verstehen wie niemand sonst, doch Prophezeiungen zu verstehen ist etwas anderes, als sie selbst zu machen.«

»Das braucht Zeit, Warren. Nun gut, als Nathan in deinem Alter war, war er bestimmt, was Prophezeiungen betrifft, nicht weiter fortgeschritten als du. Würdest du im Palast bleiben und deine Studien fortsetzen, ich bin sicher, in vier- oder fünfhun-

dert Jahren könntest du ein ebenso großer Prophet sein wie Nathan.«

Eine ganze Weile erwiderte er nichts. »Aber dort draußen wartet eine ganze Welt. Ich habe gehört, in der Burg der Zauberer in Aydindril gibt es wichtige Bücher und an anderen Orten auch. Richard meinte, im Palast des Volkes in D'Hara gebe es bestimmt jede Menge. Ich möchte lernen, und es gibt vieles zu lernen, was man hier jedoch nicht finden kann.«

Schwester Verna bewegte die Schultern hin und her, um die Schmerzen etwas zu lindern. »Der Palast der Propheten steht unter einem Bann, Warren. Wenn du ihn verlässt, wirst du genauso altern wie die Menschen draußen. Sieh doch, was aus mir in den kaum zwanzig Jahren geworden ist, in denen ich fort war. Obwohl wir nur ein Jahr auseinander geboren wurden, siehst du noch immer so aus, als solltest du an Heirat denken, und ich sehe so aus, als müsste ich bald ein Enkelkind auf meinen Knien wiegen. Jetzt, da ich zurück bin, werde ich wieder nach der Zeit des Palastes altern, was aber einmal verloren ist, kann ich nicht zurückgewinnen.«

Warren wendete den Blick ab. »Ich glaube, Ihr seht mehr Fältchen, als dort tatsächlich sind, Schwester Verna.«

Sie musste gegen ihren Willen lächeln. »Wusstest du, Warren, dass ich einmal verliebt in dich war?«

Diese Mitteilung erstaunte ihn so, dass er einen Schritt zurücktaumelte. »In mich? Das könnt Ihr unmöglich ernst meinen. Wann?«

»Ach, das ist lange her. Gut über hundert Jahre, denke ich. Du warst so gelehrig und intelligent, und dazu all die blonden Locken. Und diese blauen Augen haben mein Herz höher schlagen lassen.«

»Schwester Verna!«

Als sie sah, wie sein Gesicht errötete, konnte sie ein vergnügtes Schmunzeln nicht unterdrücken. »Es ist lange her, Warren,

und ich war jung, genau wie du. Es war eine vorübergehende Vernarrtheit.« Ihr Lächeln verflog. »Jetzt kommst du mir vor wie ein Kind, und ich sehe alt genug aus, um deine Mutter zu sein. Die lange Abwesenheit vom Palast hat mich nicht nur äußerlich altern lassen.

Dort draußen hast du ein paar kurze Jahrzehnte Zeit, so viel zu lernen, wie du kannst, dann wirst du alt und stirbst. Hier hättest du Zeit zu lernen und vielleicht ein Prophet zu werden. Man kann die Bücher von diesen Orten ausleihen und zum Studieren hierherschaffen.

Du bist das, was für uns einem Propheten am nächsten kommt. Nachdem die Prälatin und Nathan tot sind, weißt du möglicherweise mehr über die Prophezeiungen als jeder andere lebende Mensch. Wir brauchen dich, Warren.«

Er drehte sich ins Sonnenlicht, das von den Türmen und Dächern des Palastes schimmernd zurückgeworfen wurde. »Ich werde darüber nachdenken, Schwester.«

»Mehr verlange ich nicht, Warren.«

Mit einem Seufzer wandte er sich wieder um. »Und nun? Wer, glaubt Ihr, wird zur neuen Prälatin erkoren werden?«

Durch ihre Nachforschungen auf dem Gebiet des Begräbnisrituals hatten sie erfahren, wie kompliziert das Verfahren für die Auswahl einer neuen Prälatin war. Warren wusste das bestimmt, denn nur wenige kannten die Bücher in den Gewölbekellern so gut wie er.

Sie zuckte die Achseln. »Für diese Stellung braucht man ein ungeheures Wissen und äußerst viel Erfahrung. Das bedeutet, es wird wohl eine der älteren Schwestern sein müssen. Leoma Marsick wäre eine mögliche Kandidatin oder Philippa oder Dulcinia. Schwester Maren wäre natürlich eine Spitzenkandidatin. Es gibt jede Menge geeigneter Schwestern. Ich könnte wenigstens dreißig nennen, ich bezweifle allerdings, dass mehr als ein Dutzend eine ernsthafte Chance haben, Prälatin zu werden.«

Gedankenverloren rieb er sich mit dem Finger an der Nase.
»Wahrscheinlich habt Ihr recht.«

Schwester Verna hegte keinen Zweifel daran, dass die Schwestern bereits um die Plätze im Wettbewerb, wenn nicht gar um den Platz ganz oben auf der Liste wetteiferten. Die weniger ehrwürdigen dagegen wählten ihre Favoriten und formierten sich, um ihre Wahl zu unterstützen, in der Hoffnung, mit einem einflussreichen Posten belohnt zu werden, wenn ihre Auserwählte Prälatin wurde. Sobald das Feld der Kandidatinnen kleiner wurde, würde man die einflussreicheren Schwestern, die sich noch nicht entschieden hatten, hofieren, bis man sie auf die Seite der einen oder anderen führenden Schwester gezogen hätte. Es war eine folgenschwere Wahl, eine, die sich auf den Palast über Hunderte von Jahren auswirken würde. Aller Voraussicht nach würde es ein erbitterter Kampf werden.

Schwester Verna seufzte. »Ich sehe der Auseinandersetzung nicht mit Freude entgegen, doch vermutlich muss das Verfahren so streng sein, damit die Stärkste Prälatin wird. Kann sein, dass es sich lange hinzieht. Möglicherweise werden wir monatelang, vielleicht ein ganzes Jahr, ohne Prälatin sein.«

»Wen werdet Ihr unterstützen, Schwester?«

Sie lachte bellend auf. »Ich! Jetzt siehst du wieder nur die Fältchen, Warren. Sie ändern nichts daran, dass ich zu den jüngeren Schwestern gehöre. Ich habe keinerlei Einfluss.«

»Nun, ich denke, Ihr solltet besser dafür sorgen, dass Ihr ein wenig Einfluss bekommt.« Er beugte sich vor und senkte die Stimme, obwohl niemand in der Nähe war. »Die sechs Schwestern der Finsternis, die auf dem Schiff entkommen sind, habt Ihr die schon vergessen?«

Sie blickte ihm in die blauen Augen und runzelte die Stirn.
»Was hat das damit zu tun, wer Prälatin wird?«

Warren raffte sein Gewand über dem Bauch zusammen und verdrehte sie ungestüm zu einem Knoten. »Wer sagt denn, dass

es nur sechs waren? Was, wenn es im Palast noch eine weitere gibt? Oder noch ein Dutzend? Oder hundert? Schwester Verna, Ihr seid die einzige Schwester, der ich traue, dass sie eine wahre Schwester des Lichts ist. Ihr müsst etwas unternehmen, um sicherzustellen, dass keine Schwester der Finsternis Prälatin wird.«

Sie sah kurz zum fernen Palast hinüber. »Ich sagte dir doch, ich bin eine der jüngeren Schwestern. Mein Wort hat kein Gewicht, und die anderen glauben, die Schwestern der Finsternis seien allesamt entkommen.«

Warren wandte den Blick ab, versuchte, die Falten in seinem Gewand zu glätten. Plötzlich drehte er sich wieder um, die Stirn misstrauisch in Falten gelegt.

»Ihr glaubt, ich habe recht, nicht wahr? Ihr glaubt, dass es im Palast noch Schwestern der Finsternis gibt.«

Sie sah ihm gelassen in seine von Leidenschaft erfüllten Augen. »Ich halte das zwar nicht für völlig ausgeschlossen, trotzdem gibt es keinen Grund anzunehmen, dass es so ist, und davon abgesehen ist dies nur eins von vielen Dingen, die man in Betracht ziehen muss, wenn ...«

»Kommt mir nicht mit diesem nichtssagenden Gerede, das den Schwestern so leicht über die Lippen geht. Die Sache ist wichtig.«

Schwester Verna richtete sich auf. »Du bist ein Student, Warren, der zu einer Schwester des Lichts spricht, also zeige den gebührenden Respekt.«

»Ich benehme mich nicht respektlos, Schwester. Richard hat mir geholfen zu erkennen, dass ich für mich selbst und das, woran ich glaube, geradestehen muss. Außerdem seid Ihr es doch gewesen, die mir den Halsring abgenommen hat. Und wie Ihr schon gesagt habt, sind wir im selben Alter, Ihr seid nicht älter als ich.«

»Trotzdem bist du ein Student, der ...«

»Der, wie Ihr selbst gesagt habt, wahrscheinlich mehr als jeder andere über Prophezeiungen weiß. Schwester, Ihr seid meine Schülerin. Ich gebe zu, über eine große Zahl von Dingen wisst Ihr mehr als ich, wie zum Beispiel über den Gebrauch des Han, aber über andere weiß ich mehr als Ihr. Ihr habt mir den Rada'Han teils auch deshalb abgenommen, weil Ihr wisst, dass es falsch ist, jemanden gefangen zu halten. Ich respektiere Euch als Schwester, für das Gute, das Ihr tut, und für das Wissen, das Ihr habt, aber ich bin kein Gefangener der Schwestern mehr. Ihr habt meinen Respekt verdient, Schwester, nicht meine Unterwerfung.«

Eine ganze Weile sah sie ihm prüfend in die blauen Augen. »Wer hätte geahnt, was sich unter dem Halsring verbirgt.« Schließlich nickte sie. »Du hast recht, Warren. Ich fürchte, es gibt noch andere im Palast, die dem Hüter persönlich einen Eid auf ihre Seele geschworen haben.«

»Andere.« Warren sah ihr forschend in die Augen. »Ihr habt nicht ›Schwestern‹ gesagt, Ihr habt ›andere‹ gesagt. Damit meint Ihr auch junge Zauberer, nicht wahr?«

»Hast du Jedidiah schon vergessen?«

Er wurde ein wenig blass. »Nein, ich habe Jedidiah nicht vergessen.«

»Wie du schon sagtest, wo es einen gibt, könnten auch noch andere sein. Durchaus möglich, dass sich einige der jungen Männer im Palast ebenfalls dem Hüter verschworen haben.«

Er beugte sich näher zu ihr und verdrehte erneut sein Gewand. »Was sollen wir dagegen tun, Schwester Verna? Wir dürfen keine Schwester der Finsternis Prälatin werden lassen, das wäre eine Katastrophe. Das darf nicht geschehen!«

»Und woher sollen wir das wissen, wenn sie sich dem Hüter verschworen haben? Sie beherrschen subtraktive Magie, wir nicht. Selbst wenn wir dahinterkämen, wer sie sind, wir könn-

ten nichts dagegen tun. Es wäre, als griffe man in einen Sack und packte eine Viper beim Schwanz.«

Warren erbleichte. »Daran habe ich überhaupt nicht gedacht.«

Schwester Verna faltete die Hände. »Wir werden uns etwas einfallen lassen. Vielleicht wird der Schöpfer uns den Weg weisen.«

»Vielleicht können wir Richard dazu bringen, zurückzukehren und uns zu helfen, wie er es schon bei den sechs Schwestern der Finsternis getan hat. Die sechs sind wir wenigstens los. Die werden sich nie wieder blicken lassen. Richard hat ihnen Angst vor dem Schöpfer eingejagt und sie in die Flucht geschlagen.«

»Aber dabei wurde die Prälatin verletzt, woraufhin sie später zusammen mit Nathan starb«, erinnerte sie ihn. »Der Tod ist ständiger Begleiter dieses Mannes.«

»Aber nicht, weil er ihn mit sich bringt«, protestierte Warren. »Richard ist ein Kriegerzauberer. Er kämpft für das, was rechtens ist, um den Menschen zu helfen. Ohne sein Eingreifen wären die Prälatin und Nathan nur die ersten Opfer all des Sterbens und der Zerstörung gewesen.«

Sie drückte seinen Arm, ihr Ton wurde sanfter. »Du hast natürlich recht. Wir alle sind Richard eine Menge schuldig. Aber ihn zu brauchen und ihn zu finden ist zweierlei. Meine Falten sind der Beweis dafür.« Schwester Verna nahm die Hand zurück. »Ich glaube nicht, dass wir auf jemand anderes zählen können als aufeinander. Wir werden uns etwas einfallen lassen.«

Warren fixierte sie mit düsterer Miene. »Das sollten wir auch – denn die Prophezeiungen enthalten unheilvolle Vorzeichen über die Herrschaft der nächsten Prälatin.«

Zurück in der Stadt Tanimura waren sie erneut umgeben vom unablässigen Klang der Trommeln, der aus verschiedenen Richtungen kam – ein dröhnender, dunkler, gleichförmiger

Rhythmus, der tief in ihrer Brust zu vibrieren schien. Er war zermürbend und sollte es wohl auch sein.

Die Trommler und ihre Bewacher waren drei Tage vor dem Tod der Prälatin eingetroffen und hatten unverzüglich ihre riesigen Kesselpauken an verschiedenen Orten überall in der Stadt aufgestellt. Seit sie mit ihrem langsamen, gleichförmigen Trommelschlag begonnen hatten, hatte dieser nicht mehr aufgehört, weder bei Tag noch bei Nacht. Die Männer wechselten sich an den Trommeln ab, sodass sie niemals aussetzten, auch nicht für einen einzigen Augenblick.

Das alles beherrschende Geräusch hatte die Menschen in einen Zustand äußerster Gereiztheit versetzt. Alle waren nervös und brausten leicht auf, so als lauerte in den Schatten die Verdammnis, bereit zuzuschlagen. Anstelle des üblichen Geschreis, der Unterhaltungen, des Gelächters und der Musik hatte sich eine gespenstische Stille über alles gelegt – was die düstere Stimmung noch unterstrich.

An den Rändern der Stadt kauerten die Bedürftigen in den selbst errichteten Schuppen, statt sich zu unterhalten, kleine Gegenstände auf der Straße zu verhökern, Wäsche in Eimern zu waschen oder wie gewohnt auf kleinen Feuern zu kochen. Ladenbesitzer standen in den Türen oder an einfachen Planke ntischen, die sie aufgestellt hatten, um ihre Waren auszubreiten, die Arme verschränkt, einen finsternen Ausdruck im Gesicht. Männer, die Karren zogen, gingen trübsinnig ihrer Arbeit nach. Wer etwas brauchte, tätigte den Einkauf hastig und prüfte die Waren bestenfalls flüchtig. Kinder klammerten sich an den Rock ihrer Mutter, während ihre Augen unruhig umherwanderten. Männer, die sie früher beim Würfeln oder anderen Spielen gesehen hatte, drückten sich an Mauern herum.

In der Ferne, im Palast der Propheten, schlug alle paar Minuten eine einzelne Glocke, so wie sie es die ganze vergangene Nacht über getan hatte und noch bis zum Sonnenuntergang

tun würde, und kündete vom Tod der Prälatin. Die Trommeln dagegen hatten mit dem Tod der Prälatin nichts zu tun, sie kündigten die bevorstehende Ankunft des Kaisers an.

Schwester Verna sah einigen Leuten im Vorübergehen in die sorgenvollen Augen. Sie berührte die Köpfe der Menschen, die sich ihr in Gruppen auf der Suche nach Trost näherten, und erteilte ihnen den Segen des Schöpfers. »Ich kenne nur Könige«, sagte sie zu Warren, »und nicht diese Imperiale Ordnung. Wer ist dieser Kaiser?«

»Sein Name ist Jagang. Vor zehn, vielleicht fünfzehn Jahren, ging die Imperiale Ordnung dazu über, Königreiche zu schlucken und sie unter ihrer Herrschaft zu vereinen.« Er strich sich nachdenklich mit einem Finger über die Schläfe. »Ihr müsst wissen, den größten Teil meiner Zeit habe ich mit Studieren in den Gewölbekellern verbracht, daher kenne ich die Einzelheiten nicht so genau, doch nach dem, was ich mir zusammenge reimt habe, ist es ihnen rasch gelungen, die Alte Welt unter ihre Herrschaft zu bringen und zu vereinen. Der Kaiser hat noch nie Schwierigkeiten gemacht. Jedenfalls nicht hier, so weit oben in Tanimura. Er hält sich aus den Belangen des Palastes heraus und erwartet, dass wir uns aus seinen heraushalten.

»Warum kommt er her?«

Warren zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil er diesen Teil seines Reiches besuchen möchte.«

Schwester Verna hatte gerade einer ausgezehrten Frau den Segen des Schöpfers erteilt, dann musste sie einem Haufen frischen Pferdekoths ausweichen. »Nun, ich wünschte, er würde sich beeilen und bald herkommen, damit dieses infernalische Getrommel aufhört. Jetzt machen sie das schon vier Tage lang, seine Ankunft steht sicher jeden Augenblick bevor.«

Warren sah sich um, bevor er sprach. »Die Palastwachen gehören zu den Soldaten der Imperialen Ordnung. Der Kaiser

stellt sie aus Gefälligkeit zur Verfügung, da er nur seinen eigenen Leuten gestattet, Waffen zu tragen. Wie auch immer, ich habe mit einem der Posten gesprochen, und der erzählte mir, die Trommeln verkündeten lediglich, dass der Kaiser kommt, nicht, ob dies bald geschieht. Er sagte, beim Besuch des Kaisers in Branston seien die Trommeln zuvor fast sechs Monate lang erklungen.«

»Sechs Monate! Willst du damit sagen, wir müssen diesen Lärm sechs Monate lang ertragen!«

Warren raffte sein Gewand zusammen und stieg über eine Pfütze hinweg. »Nicht unbedingt. Vielleicht trifft er erst in ein paar Monaten ein, vielleicht morgen. Er lässt sich nicht dazu herab anzukündigen, wann er eintrifft, nur dass er überhaupt kommt.«

Schwester Verna zog eine finstere Miene. »Na, wenn er nicht bald kommt, werden die Schwestern dafür sorgen, dass dieses infernalische Getrommel ein Ende hat.«

»Ich hätte nichts dagegen. Aber mit diesem Kaiser sollte man es sich besser nicht verscherzen. Ich habe gehört, er besitzt die größte Armee, die je aufgestellt wurde.« Er warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu. »Den Großen Krieg eingeschlossen, der die Alte von der Neuen Welt getrennt hat.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Wozu braucht er eine solche Armee, wenn er doch bereits alle alten Königreiche erobert hat? Für mich klingt das wie müßiges Geschwätz von Soldaten. Soldaten geben immer gerne an.«

Warren zuckte die Schultern. »Die Posten haben mir erzählt, sie hätten sie mit ihren eigenen Augen gesehen. Sie meinten, wenn sich die Truppen der Imperialen Ordnung zusammenziehen würden, dann bedeckten sie den Erdboden in alle Richtungen, so weit das Auge reicht. Was denkt man im Palast darüber, dass er herkommt?«

»Bah. Im Palast interessiert sich niemand für Politik.«

Warren feixte. »Ihr habt Euch doch noch nie einschüchtern lassen.«

»Es ist unsere Aufgabe, uns um die Wünsche des Schöpfers zu kümmern, nicht die irgendeines Kaisers, das ist alles. Der Palast wird noch Bestand haben, wenn er längst abgetreten ist.«

Sie waren schon eine Weile schweigend weitergegangen, als Warren sich räusperte. »Wisst Ihr, vor langer Zeit, wir waren noch nicht lange hier, und Ihr wart noch Novizin ... also, da war ich sehr angetan von Euch.«

Schwester Verna sah ihn ungläubig an. »Jetzt machst du dich über mich lustig.«

»Nein, es ist wahr.« Er errötete. »Ich fand, Euer lockiges braunes Haar war das schönste, das ich je gesehen hatte. Ihr wart klüger als die anderen und wusstet Euer Han sicher zu beherrschen. Ich glaubte, niemand sei Euch ebenbürtig. Ich wollte Euch bitten, mit mir zu studieren.«

»Warum hast du es nicht getan?«

Er zuckte die Achseln. »Ihr wart immer so selbstbewusst, so sicher. Ich nie.« Er strich sich verlegen das Haar zurück. »Außerdem hattet Ihr ein Auge auf Jediah geworfen. Verglichen mit ihm war ich ein Nichts. Ich habe immer geglaubt, Ihr würdet mich doch nur auslachen.«

Sie merkte, dass sie sich das Haar zurückstrich, und nahm den Arm herunter. »Nun, vielleicht hätte ich das auch getan.«

Dann besann sie sich ob ihrer Kränkung eines Besseren. »Menschen sind manchmal töricht, wenn sie jung sind.« Eine Frau mit einem kleinen Kind kam auf sie zu und fiel vor ihnen auf die Knie. Verna blieb stehen, um den beiden den Segen des Schöpfers zu erteilen. Die Frau bedankte sich bei ihr, dann eilte sie schnell von dannen, und Schwester Verna wandte sich wieder Warren zu. »Du könntest doch für zwanzig Jahre oder so fortgehen und diese Bücher studieren, die dich so interessieren, und mich dann altersmäßig einholen. Wir sähen wieder so aus,

als wären wir im selben Alter. Dann könntest du mich fragen, ob du meine Hand halten darfst ... so wie ich es mir damals von dir gewünscht habe.«

Sie sahen beide auf, als jemand nach ihnen rief. Hinter der wogenden Menschenmenge erblickten sie einen Soldaten der Palastwache, der winkend ihre Aufmerksamkeit zu erregen versuchte.

»Ist das nicht Kevin Andellmere?«, fragte sie.

Warren nickte. »Ich frage mich nur, was ihn so in Aufregung versetzt hat.«

Atemlos setzte Schwertmann Andellmere über einen kleinen Jungen hinweg und kam stolpernd vor ihnen zum Stehen. »Schwester Verna! Gut! Endlich hab ich Euch gefunden. Man verlangt nach Euch. Im Palast. Sofort.«

»Wer verlangt nach mir? Um was geht es?«

Er schlang Luft hinunter und versuchte gleichzeitig zu sprechen. »Die Schwestern verlangen nach Euch. Schwester Leoma hat mich am Ohr gepackt, damit ich Euch finde und zurückbringe. Sie meinte, wenn ich trödeln würde, dann würde ich den Tag bereuen, an dem meine Mutter mich zur Welt gebracht hat. Sicherlich gibt es Schwierigkeiten.«

»Was für Schwierigkeiten?«

Er warf die Hände in die Luft. »Als ich danach fragte, haben sie mich mit diesem Blick angesehen, der die Knochen eines Mannes erweichen kann, und mir gesagt, das ginge nur die Schwestern etwas an, nicht mich.«

Schwester Verna stieß einen müden Seufzer aus. »Ich denke, dann wird es wohl das Beste sein, wenn wir mit dir zurückkehren, sonst ziehen sie dir womöglich noch das Fell über die Ohren und benutzen es als Flagge.«

Der junge Soldat erlebte, als würde er das keinesfalls für unmöglich halten.

6. KAPITEL

Auf der gewölbten Steinbrücke, die über den Fluss Kern zur Insel Drahle und zum Palast der Propheten führte, standen in einer Reihe, Schulter an Schulter, die Schwestern Philippa, Dulcinia und Maren – wie drei Habichte, die auf ihr abendliches Fressen lauerten. Sie hatten die Hände ungeduldig in die Hüften gestemmt. Die Sonne stand hinter ihnen, daher lagen ihre Gesichter im Schatten, trotzdem konnte Schwester Verna ihre finsternen Mienen erkennen. Warren betrat zusammen mit ihr die Brücke, Schwertmann Andellmere dagegen hatte seinen Auftrag erledigt und entfernte sich hastig in eine andere Richtung.

Die grauhaarige Schwester Dulcinia, die Zähne fest zusammengebissen, beugte sich vor, als Schwester Verna vor ihr stehen blieb. »Wo hast du gesteckt! Du hast uns alle warten lassen!«

Die Trommeln in der Stadt schlugen unbeirrt weiter ihren Takt im Hintergrund – dem langsamen Tröpfeln von Regen gleich. Schwester Verna verbannte sie aus ihren Gedanken.

»Ich war spazieren und habe über die Zukunft des Palastes und das Werk des Schöpfers nachgedacht. Ich hatte nicht erwartet, dass die Verleumdungen schon so früh beginnen würden, wo doch Prälatin Annalinas Asche kaum erkaltet ist.«

Schwester Dulcinia beugte sich noch weiter vor, ihre stehenden blauen Augen bekamen einen gefährlichen Schimmer. »Wage es nicht, uns gegenüber unverschämt zu sein, Schwester

Verna, oder du wirst dich sehr schnell als Novizin wiederfinden. Jetzt, da du in das Leben im Palast zurückgekehrt bist, tätest du gut daran, dir die Gepflogenheiten hier wieder ins Gedächtnis zu rufen und deinen Vorgesetzten den gehörigen Respekt zu erweisen.«

Schwester Dulcinia richtete sich wieder auf, so als zöge sie ihre Krallen zurück, jetzt, nachdem die Drohung ausgesprochen war. Sie erwartete keinen Widerspruch. Schwester Maren, eine stämmige Frau mit Muskeln wie ein Waldarbeiter und der dazugehörigen Zunge, lächelte zufrieden. Die große, düstere Schwester Philippa, deren vorstehende Wangenknochen und schmaler Kiefer ihr ein exotisches Aussehen verliehen, hielt ihre dunklen Augen auf Schwester Verna gerichtet und beobachtete sie mit ausdrucksloser Miene.

»Meine Vorgesetzten?«, fragte Schwester Verna. »In den Augen des Schöpfers sind wir alle gleich.«

»Gleich!« Schwester Maren schnaubte gereizt. »Eine interessante Vorstellung. Wenn wir eine Revisionsverhandlung einberiefen, um über den Fall deines zänkischen Verhaltens zu beraten, dann würdest du schon sehen, wie ›gleich‹ du bist. Und sehr wahrscheinlich würdest du dich zusammen mit meinen übrigen Novizinnen bei der Hausarbeit wiederfinden, nur wäre diesmal kein Richard hier, der sich einmischen und dich dort rausholen würde.«

»Tatsächlich, Schwester Maren.« Schwester Verna zog eine Braue hoch. »Was Ihr nicht sagt.« Warren schob sich langsam hinter sie, in ihren Schatten. »Wenn ich mich recht erinnere, und bitte verbessert mich, wenn ich mich irre, so habt Ihr beim letzten Mal, als ich ›dort rauskam‹ gesagt, dies sei deshalb geschehen, weil Ihr zum Schöpfer gebetet hättet und dabei darauf gekommen wärt, ich könnte Ihm besser dienen, wenn man mich wieder zur Schwester machte. Und jetzt sagt Ihr, es sei Richards Werk gewesen. Ist meine Erinnerung falsch?«

»Du wagst es, *meine* Worte in Zweifel zu ziehen?« Schwester Maren presste ihre Hände so fest zusammen, dass ihre Knöchel sich weiß färbten. »Ich habe schon zweihundert Jahre vor deiner Geburt unverschämte Schwestern bestraft! Wie kannst du es wagen ...«

»Ihr habt zwei Versionen desselben Sachverhalts erzählt. Da nicht beide wahr sein können, müsst Ihr wohl die Unwahrheit gesprochen haben. Nicht wahr? Es scheint, als hättet Ihr euch in eine Lüge verstrickt, Schwester Maren. Ich hätte gedacht, dass gerade Ihr alles daransetzen würdet, dass das Lügen Euch nicht zur Gewohnheit wird. Die Schwestern des Lichts legen sehr viel Wert auf Ehrlichkeit und verabscheuen Lügen – noch mehr als Respektlosigkeit. Und welche Strafe hat meine Vorgesetzte, die Leiterin der Novizinnen, sich nun selbst verordnet, um ihre Lügen zu sühnen?«

»Sieh an, sieh an«, sagte Schwester Dulcinia mit einem aufgesetzten Grinsen. »Welche Dreistigkeit. Wäre ich an deiner Stelle, Schwester Verna, und spielte ich mit dem Gedanken, mich im Wettstreit um die Stellung der Prälatin selbst aufzustellen, wie du es offensichtlich tust, würde ich mir diesen anmaßenden Gedanken gleich aus dem Kopf schlagen. Wenn Schwester Leoma mit dir fertig wäre, bliebe nicht mehr genug übrig, um sich damit in den Zähnen herumzustochern.«

Schwester Verna erwiderte das aufgesetzte Lächeln. »Aha, Schwester Dulcinia, Ihr habt also die Absicht, Schwester Leoma zu unterstützen, ja? Oder wollt Ihr sie bloß ein wenig beschäftigen und sie so aus dem Weg räumen, während Ihr selbst das Amt anstrebt?«

Schwester Philippa sprach mit ruhiger Stimme, die keinen Widerstand duldete. »Genug. Es gibt wichtigere Dinge, um die wir uns zu kümmern haben. Machen wir diesem Scheingefecht ein Ende, damit wir mit der Auswahl fortfahren können.«

Schwester Verna stemmte die Fäuste in die Hüften. »Und was für ein Scheingefecht wäre das?«

Schwester Philippa drehte sich mit einer anmutigen Bewegung zum Palast um, ihr schlichtes, aber elegantes gelbes Gewand umfloss sie. »Folge uns, Schwester Verna. Du hast uns lange genug aufgehalten. Du bist die Letzte, dann können wir mit unseren Geschäften fortfahren. Mit deiner Dreistigkeit werden wir uns zu einem späteren Zeitpunkt beschäftigen.«

Die beiden anderen Schwestern schlossen sich ihr an, als sie sich wie schwebend über die Brücke entfernte. Schwester Verna und Warren blickten sich fragend an, dann gingen sie ihnen nach.

Warren verlangsamte seinen Schritt, sodass die drei Schwestern einen kleinen Vorsprung bekamen. Mit finsterer Miene beugte er sich dicht zu ihr vor, damit er leise sprechen konnte, ohne dass sie es hörten.

»Schwester Verna! Manchmal glaube ich, Ihr könntet selbst die strahlende Sonne dazu bringen, böse auf Euch zu sein! Während der letzten zwanzig Jahre war es hier so friedlich, dass ich ganz vergessen hatte, wie viel Ärger Ihr mit Eurer Zunge anrichten könnt. Warum tut Ihr das? Macht es Euch einfach Spaß, ohne Sinn und Zweck Schwierigkeiten zu bereiten?«

Er lächelte sie an, während sie ihm einen vernichtenden Blick zuwarf, und dann wechselte er das Thema. »Warum glaubt Ihr, stecken die drei wohl zusammen? Ich dachte, sie wären Widersacherinnen?«

Schwester Verna blickte kurz zu den drei Schwestern hinüber, um sich zu vergewissern, dass sie nichts hören konnten. »Wenn man seinem Gegner ein Messer in den Rücken stecken will, muss man ihm zuerst nahe genug kommen.«

Im Herzen des Palastes blieben die drei Schwestern vor den schweren Türen aus Walnussholz, die in den großen Saal führ-

ten, so unvermittelt stehen, dass Schwester Verna und Warren fast in sie hineingelaufen wären. Die drei drehten sich um. Schwester Philippa legte die Fingerspitzen einer Hand auf Warrens Brust und schob ihn einen Schritt zurück.

Dann hielt sie ihm einen ihren langen, eleganten Zeigefinger vor die Nase und fixierte Warren mit kalt funkelndem Blick. »Dies ist eine Angelegenheit unter Schwestern.« Sie betrachtete seinen nackten Hals. »Und wenn die neue Prälatin, wer immer sie auch sein mag, eingesetzt ist, wird man dir einen neuen Rada'Han um den Hals legen müssen, solltest du den Wunsch haben, auch weiterhin im Palast der Propheten zu bleiben. Wir können unmöglich junge Burschen dulden, die sich unserem Einfluss nicht gebührend unterwerfen.«

Schwester Verna stützte Warren mit unsichtbarer Hand im Rücken, damit er nicht weiter zurückwich. »Ich habe ihm den Halsring kraft meiner Befugnis als Schwester des Lichts abgenommen. Das geschah im Namen des Palastes. Niemand wird das rückgängig machen.«

Schwester Philippa schenkte ihr einen finsternen Blick. »Über diese Angelegenheit werden wir uns später, zu einem angemessenen Zeitpunkt, unterhalten.«

»Hören wir endlich auf damit«, meinte Schwester Dulcinia, »es gibt Wichtigeres, um das wir uns zu kümmern haben.«

Schwester Philippa nickte. »Folge uns, Schwester Verna.«

Warren zog den Kopf ein und wirkte verloren, als eine der Schwestern ihr Han dazu benutzte, die schweren Türen aufzustoßen, sodass die drei hindurchmarschieren konnten. Da sie nicht wie ein begossener Pudel aussehen wollte, der ihnen beim Hineingehen hinterhertrabte, beschleunigte Schwester Verna ihre Schritte und ging neben ihnen her. Schwester Dulcinia stieß ein lautes Zischen aus. Schwester Maren versuchte es mit einem ihrer berüchtigten Blicke, die unglückliche Novizinnen so gut kannten, äußerte jedoch keinerlei Protest. Auf Schwester

Philippas Gesicht war der leise Anflug eines Lächelns zu erkennen. Wer hinsah, hätte durchaus glauben können, dass Schwester Verna auf ihre Anweisung hin neben ihnen ging.

Sie blieben unter dem inneren Rand der niedrigen Decke stehen, zwischen den weißen Säulen mit den goldenen Kapitellen, die wie eingerollte Eichenblätter geformt waren – und dort wartete Schwester Leoma, mit dem Rücken zu ihnen. Sie hatte ungefähr Schwester Vernas Größe, ihr Schopf aus glattem weißem Haar, das sie lose mit einem einzelnen goldenen Band zusammengebunden hatte, reichte bis zur Mitte ihres Rückens. Sie trug ein bescheidenes, braunes, fast bodenlanges Kleid.

Dahinter öffnete sich die große Eingangshalle auf einen gewaltigen Saal, den eine riesige Gewölbedecke krönte. Bunte Glasfenster hinter der oberen Empore warfen farbiges Licht in die gerippte Kuppel, die mit Darstellungen von Schwestern in altertümlichen Gewändern bemalt war. Sie umringten eine Lichtgestalt, die den Schöpfer darstellen sollte. Mit ausgestreckten Armen schien er seine Liebe über die Schwestern auszubreiten, die wiederum zärtlich die Arme zu ihm ausstreckten.

Hinter den verzierten Steingeländern der zwei Ränge Balcone rings um den Saal standen Schwestern und Novizinnen und starrten schweigend nach unten. Überall auf dem blankpolierten Boden mit dem Zickzackmuster standen Schwestern: meist jene, wie Schwester Verna bemerkte, die älter waren und von höherem Rang. Vereinzeltes Hüsteln hallte durch den riesigen Raum, doch niemand sprach.

In der Mitte des Saales, unterhalb der Figur, die den Schöpfer darstellte, stand eine einzelne hüfthohe, weiße gekehlte Säule in einem schwachen Lichtstrahl. Das Licht hatte keine ersichtliche Quelle. Die Schwestern standen in gehörigem Abstand von der Säule und ihrer geheimnisvollen Umhüllung aus Licht entfernt und ließen so viel Raum als möglich, woran sie auch gut taten, wenn der Lichtstrahl das war, was Schwester

